Von

Jenseit des Grabes.

Chateaubriand's

Denkwürdigkeiten

deutsch

von

Dr. L. Meyer.

Sechzehnter Theil.

Leipzig,
Costenoble & Remmelmann.
1850.

Von Venedig nach Ferrara, vom 16. zum 17. September 1833.

Ankunft der Frau von Bauffremont in Venedig. — Der Catajo. — Der Herzog von Modena. — Petrarca's Grab in Arqua. — Das Land der Dichter.

Der Zwischenraum war ungeheuer zwischen diesen Träumereien und der Wirklichkeit, in die ich eintrat, als ich mich im Hotel der Fürstin von Bauffremont vorstellte.

Frau von Bauffremont trägt auf ihrem Gesichte und in ihren Manieren den Namen der Montmorency: Sie hätte recht gut, wie jene Charlotte, die Mutter des großen Condé und die Herzogin von Longueville von Heinrich IV. geliebt sein können. Die Fürstin sagte mir, daß die Herzogin von Berry mir aus Pisa einen Brief geschrieben hätte, der mir nicht zugekommen war; ihre königliche Hoheit käme nach Ferrara und erwarte mich daselbst.

Es wurde mir freilich schwer, Venedig zu verlassen; gern wäre ich noch acht Tage allein geblieben; doch meine

Zeit gehörte der Mutter Heinrich's V., und immer, wenn ich einen Weg verfolge, kommt ein Stoß, der mich in einen anderen Weg wirft.

Ich reiste also ab, mein Gepäck in meinem Gasthof zurücklassend, da ich darauf rechnete, mit der Herzogin zurückzukommen.

In Fusina fand ich meine Kalesche wieder; man zog sie aus einer alten Remise. Ich verließ das Ufer, das vielleicht von dem Dreizack des Königs der Meere seinen Namen entlehnt: Fuscina.

In Padua rief ich dem Postillon zu: „Straße nach Ferrara." Diese Straße ist reizend bis Monselice: liebliche Hügel, Gärten von Feigenbäumen, Maulbeerbäumen und Weiden mit Reben begrenzt, heitere Wiesen, verfallene Schlösser. Ich kam am Catajo vorbei, ganz mit Soldaten besetzt. Catajo gehört nicht Angelika, sondern dem Herzog von Modena. Ich begegnete Sr. Hoheit; sie geruhte zu Fuße auf der Heerstraße spatzieren zu gehen. Dieser Herzog ist ein Sprößling des von Machiavelli erfundenen Fürstengeschlechts; er hat den Stolz Ludwig Philipp nicht anzuerkennen.

Das Dorf Arqua enthält Petrarca's Grab, das Lord Byron besungen.

Das ganze Land, in einem Durchmesser von 40 Stunden, ist das Vaterland von Schriftstellern und Dichtern: Titus Livius, Virgil, Catull, Ariost, Guarini, Strozzi, die drei Brüder Bentivoglio, Bembo, Bartoli, Bojardo, Pindemonte, Varano, Monti und eine Menge anderer berühmter Männer sind in diesem Lande der Musen geboren worden. Tasso selbst war aus Bergamo gebürtig. Von

den jüngsten italienischen Dichtern habe ich nur die beiden Pindemonte gesehen. Ich habe weder Cesarotti noch Monti gekannt; glücklich wäre ich gewesen, wenn ich Pellico und Manzoni getroffen hätte, die letzten Strahlen des italienischen Ruhms. Die Euganeischen Berge vergoldeten sich während meiner Ueberfahrt von den Strahlen der untergehenden Sonne, und zeigten eine angenehme Mannigfaltigkeit von Formen und eine große Reinheit der Linien; einer dieser Berge glich der großen Pyramide von Sakkarah.

Ich setzte meine Reise während der Nacht über Rovigo fort. Ein Nebelschleier bedeckte die Erde. Den Po sah ich nur am Ueberfahrtsort bei Lagoscuro. Der Wagen hielt; der Postillon rief mit seinem Horne die Fähre. Tiefe Stille; nur von der anderen Seite des Flusses antworteten das Geheul eines Hundes und die fernen Wasserfälle; wir traten in das elisäische Reich Tasso's ein.

Das Rauschen des Wassers durch Nebel und Dunkel kündigte die Fähre an; sie glitt längs dem Seile hin, welches an Fahrzeugen, die mit Anker befestigt waren, getragen wurde. Zwischen 4 und 5 Uhr Morgens erreichte ich am 16. Ferrara und stieg im Gasthof zu den drei Kronen ab, wo die Fürstin erwartet wurde.

Mittwoch, 17.

Da Ihre königl. Hoheit noch nicht angekommen war, besuchte ich die Kirche von St. Paul. Ich sah nur Gräber darin, sonst keine Seele, außer die einiger Todten und die meinige, die nicht viel Leben hat. Im Hintergrunde des Chors hing ein Gemälde von Guercin.

Die Kathedrale täuscht sehr; ihre Fronte und die Seiten sind mit Basreliefs geziert, auf denen heilige und profane Gegenstände abgebildet sind. Sie werden fast bedeckt von anderen Zierrathen, die man gewöhnlich in dem Inneren der gothischen Gebäude findet. Tritt man in die Kirche, so ist man ganz erstaunt, ein ganz neues Gebäude mit runden Gewölben und massiven Pfeilern zu finden. Etwas Aehnliches besteht auch in Frankreich; in unseren alten Schlössern legt man moderne Cabinets an, eine Masse von Rattennestern, Alkoven und Garderoben. Dringt man in den Geist einer großen Anzahl jener altadeligen Männer mit historischem Namen ein, was findet man? Bedientenseelen.

Ich war ganz verlegen über den Anblick dieser Cathedrale; sie schien umgewendet zu sein, wie man ein Kleid von innen nach außen wendet.

Ferrara, das einst von seinen Frauen, Vergnügungen und seinen Dichtern so bewegt war, ist fast ganz unbewohnt; da, wo die Straßen breit sind, sind sie verlassen und Schafe könnten darin weiden. Die verfallenen Häuser erhalten, nicht wie in Venedig, durch die Architektur, die Schiffe, das Meer und die natürliche Heiterkeit des Ortes, neues Leben. Am Eingang zu der so unglücklichen Romagna hat Ferrara, unter dem Joche einer österreichischen Garnison das Aussehen eines Verfolgten: sie scheint ewige Trauer um Tasso zu tragen; ihrem Sturze nahe, ist sie gebeugt wie eine alte Frau. Als einziges Denkmal des Tages steht ein Criminalgericht mit noch nicht vollendeten Gefängnissen. Wen wird man in diese neuen Kerker verschließen? Das junge Italien. Diese

neuen Kerker, überragt von Kranichen und begrenzt von Schaffoten, gleich den Pallästen der Stadt der Dido, verknüpfen sich mit dem alten Kerker des Sängers des befreiten Jerusalems.

Ferrara, 18. September 1833.

Tasso.

Wenn es ein Leben giebt, das die Verzweiflung am Glücke für talentvolle Menschen lehrt, so ist es das Tasso's. Der schöne Himmel, den seine Augen erblickten, als sie sich dem Lichte öffneten, war nur trügerisch.

„Mein Unglück," sagt er, „begann mit meinem Leben. Das grausame Schicksal entriß mich den Armen meiner Mutter. Ich erinnere mich ihrer mit Thränen gemischten Küsse, ihrer Gebete, welche die Winde davon getragen haben. Ich sollte nicht mehr mein Gesicht an das ihrige drücken. Mit wankendem Schritte folgte ich wie Ascanius oder die junge Camilla, meinem geächteten, herumirrenden Vater. In Armuth und Verbannung bin ich herangewachsen."

Torquato Tasso verlor in Ostilla Bernardo Tasso. Torquato hat Bernardo als Dichter getödtet; als Vater aber neues Leben gegeben.

Bekannt geworden durch die Veröffentlichung des Rinaldo wurde Tasso nach Ferrara gerufen. Er begann

hier mitten in den Festen zur Feier der Vermählung Alfons II. mit der Erzherzogin Barbara. Er traf hier Leonora, die Schwester Alfonso's. Die Liebe und das Unglück entwickelten vollends die Schönheit seines Geistes. „Ich sah," erzählt der Dichter in Aminto, wo er den ersten Hof Ferrara's schildert, „ich sah Göttinnen und reizende Nymphen, ohne Schleier, ohne Maske: ich fühlte mich von neuer Kraft, von einer neuen Gottheit begeistert und ich sang den Krieg und die Helden....!"

Tasso las die Stanzen seines befreiten Jerusalems, wie er sie niedergeschrieben hatte, den Schwestern Alfonso's, Lucretia und Leonora vor. Man schickte ihn zum Cardinal Hippolyt von Este, der am Hofe von Frankreich sich aufhielt: er versetzte seine Kleider und seine Möbeln, um diese Reise zu machen, während der Cardinal, den er mit seiner Gegenwart beehrte, Carl IX. das reiche Geschenk von hundert Barberrossen mit ihren köstlich gekleideten arabischen Stallmeistern machte. Anfangs in den Ställen gelassen, wurde Tasso später dem König vorgestellt. In einem Briefe, der uns noch geblieben ist, beurtheilt er die Franzosen sehr hart. In einer französischen Abtei, welche dem Cardinal Hippolyt gehörte, verfaßte er einige Verse seines Jerusalems; es war Châlis bei Ermenonville, wo später Rousseau träumen und sterben sollte; auch Dante war unbekannt in Paris gewesen.

Tasso kehrte 1571 nach Italien zurück und war nicht Zeuge der Bartholomäusnacht. Er begab sich nach Rom und ging erst von da wieder nach Ferrara. Der Amint wurde mit großem Erfolg gegeben. Während er aber schon der Nebenbuhler Ariost's war, bewunderte der Ver-

fasser des Rinaldo den Verfasser der Orlando in einem solchen Grade, daß er die Huldigung des Neffen jenes Dichters ablehnte. „Der Lorbeer, den Sie mir anbieten, schrieb er ihm, ist durch das Urtheil der Gelehrten, der Welt und selbst durch das meinige auf das Haupt des Mannes gesetzt worden, dem Sie in Blutverwandtschaft angehören. Vor seinem Bilde niedergeworfen, gebe ich ihm die ehrenvollsten Titel, die mir Liebe und Achtung dictiren können. Ich nenne ihn laut meinen Vater, meinen Herrn und meinen Meister."

Diese Bescheidenheit, die unserer Zeit so unbekannt ist, entwaffnete keineswegs die Eifersucht. Torquato hatte den Festen beigewohnt, welche Venedig dem aus Polen zurückkehrenden Heinrich III. gab, als man heimlich ein Manuscript des befreiten Jerusalems druckte. Die ängstlichen Urtheile der Freunde, welche Tasso um Rath fragte, beunruhigten ihn. Vielleicht zeigte er sich darin zu empfindlich; vielleicht hatte er aber auch auf die Hoffnung seines Ruhmes den Erfolg seiner Liebe gebaut. Er glaubte sich von Verrath umgeben und war genöthigt, sein Leben zu vertheidigen. Der Aufenthalt in Belriguardo, wo Göthe seinen Schatten heraufruft, konnte ihn nicht beruhigen: „Wie die Nachtigall," sagt der große deutsche Dichter, der den großen italienischen Dichter sprechen läßt, strömt er aus seinem von Liebe kranken Busen die Harmonieen seiner Klage, seine köstlichen Lieder, seine heilige Melancholie fesselten Ohr und Herz... Wer hat größeres Recht, geheimnißvoll die Jahrhunderte zu durchleben, als das Geheimniß einer edeln Liebe dem Geheimniß eines erhabenen Gesanges anvertraut."

Die Geschichte von Tasso's Liebe war verloren, Göthe hat sie wiedergefunden.

Der Kummer der Musen und Religionszweifel begannen Tasso's Vernunft zu trüben. Man unterwarf ihn einer vorübergehenden Haft. Fast nackt entfloh er, irrte in den Bergen umher, borgte die Lumpen eines Hirten und kam in dieser Verkleidung zu seiner Schwester Cornelia. Die zärtliche Pflege dieser Schwester und der Reiz des Geburtslandes milderten für kurze Zeit seine Leiden; aber er konnte nicht dort bleiben, ein Zauber zog ihn nach Ferrara: die Liebe ist das Vaterland.

Kalt empfangen vom Herzog Alfonso entfernte er sich von Neuem und irrte an den kleinen Höfen von Mantua, Urbino, Turin, herum, die Gastfreundschaft mit seinen Liedern bezahlend. Er sagte zu Metauro, dem Bache, welcher Rafael geboren sah: „Schwaches, aber glorreiches Kind des Apennin, nie ruhender Wanderer, ich komme zu deinen Ufern, Sicherheit und Ruhe zu suchen!" Armida war zur Wiege Rafael's gegangen.

In den Umgebungen von Vercelli, von einem Gewitter überrascht, feierte Tasso die Nacht, die er bei einem Edelmanne zugebracht hatte, in dem schönen Dialoge des „Familienvaters." In Turin verweigerte man ihm den Eintritt, da sein Aeußeres zu erbärmlich war. Er erfährt, daß Alfonso ein neues Ehebündniß schließen will und begiebt sich wieder nach Ferrara. Ein göttlicher Geist fesselte sich an die Schritte dieses in Schäferkleidern verhüllten Gottes; er glaubt diesen Geist zu sehen und zu hören. Eines Tages, wo er beim Feuer saß und einen Sonnenstrahl am Fenster bemerkte, sagte er: „Sieh da, den

freundlichen Geist, der höflich kommt, mit mir zu sprechen" und Torquato koste mit einem Sonnenstrahl. Er kam in die verhängnißvolle Stadt, wie der verzauberte Vogel in den Rachen der Schlange stürzt. Verkannt und zurückgegestoßen von Höflingen, geschmäht von Dienern, bricht er in Klagen aus und Alfons läßt ihn in ein Irrenhaus einsperren, in das St. Annenhospital.

Da schreibt der Dichter an einen seiner Freunde: „Unter der Last meines Unglücks habe ich jedem Gedanken an Ruhm entsagt; ich würde mich glücklich schätzen, könnte ich nur den mich verzehrenden Durst löschen.... Der Gedanke an eine endlose Gefangenschaft und der Unwille über die schlechte Behandlung, die ich erdulde, vermehren meine Verzweiflung. Der Schmutz meines Bartes, meiner Haare und meiner Kleider machen mich mir selbst zu einem Gegenstand des Ekels."

Der Gefangene flehte die ganze Erde an und sogar seinen mitleidslosen Verfolger; er entlockte seiner Lyra Töne, welche die Mauern, die sein Elend umgaben, hätten umstürzen können.

Lord Byron hat ein Gedicht verfaßt, „die Klagen des Tasso;" aber er kann aus sich nicht herauskommen und setzt überall sich selbst an die Stelle der Person, die er vorführt; wie sein Geist aller Zärtlichkeit ermangelt, so sind seine Klagen nur Verwünschungen.

Tasso schickte an den Rath der Alten in Bergamo eine Bittschrift, worin er ihn beschwört, den Herzog von Ferrara zu vermögen, ihn seinem Vaterlande, seinen Verwandten und sich selbst wiederzugeben.

Man versagte dem Tasso Tinte, Feder und Papier.

Er hatte den edeln Alfonso besungen, und der edle Alfonso sperrte denjenigen, der sein undankbares Haupt mit einer unvergänglichen Glorie umgeben hatte, in ein Irrenhaus. In einem höchst anmuthigen Sonnet bittet der Gefangene eine Katze, ihm den Glanz ihrer Augen zu leihen, um das zu ersetzen, dessen man ihn beraubt hat: Ein unschuldiger Spott, der die Sanftmuth des Dichters und das Uebermaß seines Unglücks beweist.

In der Nacht glaubte Tasso seltsames Geräusch, das Läuten von Todtenglocken zu hören; Gespenster quälten ihn. Von einer ernsten Krankheit ergriffen, glaubt er die Jungfrau zu sehen, die ihn durch ein Wunder rettet.

Montaigne besuchte den Tasso in diesem Unglück und bezeugte ihm sein Mitgefühl. Zur selben Zeit endigte Camoens sein Leben in einem Hospitale in Lissabon; wer tröstete den Sterbenden? Die Verse des Gefangenen von Ferrara. Der gefangene Dichter des befreiten Jerusalems, der den bettelnden Dichter der Lusiaden bewunderte, sagt zu Vasco de Gama: „Freue dich, durch den Dichter besungen worden zu sein, der in seinem glorreichen Flug deine schnellen Schiffe weit hinter sich ließ.“

So ertönte die Stimme über Meere von einem Hospital in das andere, wo sich zur Schmach der Menschheit zwei berühmte Dulder desselben Genies Glück wünschten.

Wie viel Könige, Große und Narren jetzt der Vergessenheit anheimgefallen, glaubten sich am Ende des 16. Jahrhunderts des Nachruhms würdig und kannten selbst den Namen nicht des Tasso und des Camoens!

Ferrara, 18. September 1833.

Der Neid hatte sich beeilt, sein Gift in die offenen Wunden zu spritzen. Die Academie della Crusca hatte erklärt, das befreite Jerusalem sei eine schwerfällige und kalte Compilation, in schlechter Sprache geschrieben, voll lächerlicher Verse, barbarischer Worte und keine Schönheit ersetze die zahllosen Fehler. Der Fanatismus für Ariost hatte dieses Urtheil dictirt; aber der Aufschrei der allgemeinen Bewunderung erstickte diese Lästerung. Dem Herzog Alfons war es nicht mehr möglich, die Gefangenschaft eiues Mannes zu verlängern, der nur darin strafbar war, daß er ihn besungen hatte. Der Papst verlangte die Befreiung der Ehre Italiens.

Aus dem Gefängniß entlassen, fand Tasso das Glück nicht mehr: Leonore war todt. Er schleppte sich mit seinem Kummer von Stadt zu Stadt. In Loretto, fast dem Hungertode nahe, war er im Begriff, sagt einer seiner Biographen, die Hand nach Almosen auszustrecken, welche den Pallast der Armida gebaut hatte. In Neapel fühlte er sich glücklich in seiner Heimath.

Er zog eine Zelle im Kloster von Montoliveto prächtigen Wohnungen vor. Auf einer Reise nach Rom ergriff ihn das Fieber und ein Hospital war wieder sein Zufluchtsort.

Von Rom und Florenz kebrte er wieder nach Neapel zurück, suchte aus seinem unsterblichen Gedichte die Fehler zu verbessern und verdarb es. Er begann sein Gedicht über die sieben Schöpfungstage. Tasso läßt hier Eva aus dem Schooße Adams hervorgehen, während Gott die Glieder unseres ersten Vaters in friedlichem Schlummer ruhen läßt. Der

Dichter mildert das biblische Bild und macht die Frau nur zum ersten Traume des Mannes. Der Kummer, eine fromme Arbeit unbeendet lassen zu müssen, die er wie ein Sühnungswerk betrachtete, bestimmte den sterbenden Tasso, seine weltlichen Gesänge zur Vernichtung zu verurtheilen.

Mehr geachtet von Räubern als von der andern menschlichen Gesellschaft erhielt der Dichter von dem berühmten Bandenchef, Marco Sciarra das Anerbieten, ihn unter einer Bedeckung nach Rom zu geleiten. Im Vatican empfing ihn der Papst mit den Worten: „Torquato, Du wirst dieser Krone Ehre geben, welche diejenigen ehrte, die sie vor Dir trugen.“ Ein Lob, das die Nachwelt bestätigte.

Von einem Leiden ergriffen, das, wie er ahnte, alle andern heilen würde, zog er sich am 1. April 1595 in das Kloster von San Onofrio zurück. Während eines heftigen Sturmes und Regens stieg er in sein letztes Asyl hinauf. Die Mönche empfingen ihn an der Thüre, wo jetzt die Fresken des Dominichin verbleichen. Er begrüßte die Väter mit den Worten: „Ich komme, unter Euch zu sterben.“ Gastliche Klöster, ihr habt eure Einsamkeit dem geächteten Dante und dem sterbenden Tasso geöffnet.

Jede Hülfe war nutzlos. Am 7. Tage nach Ausbruch des Fiebers erklärte der Arzt des Papstes dem Kranken, daß er wenig Hoffnung habe. Tasso umarmte und dankte ihm für eine so gute Nachricht. Dann blickte er gen Himmel und brachte dem Gott des Erbarmens aus vollem Herzen seinen Dank dar.

Da seine Schwäche immer zunahm, wollte er in der

Kirche des Klosters das Abendmahl empfangen. Von Mönchen unterstützt, schleppte er sich dahin und wurde von ihnen wieder zurückgetragen. Als er wieder auf seinem Lager lag, fragte ihn der Prior nach seinem letzten Willen.

„Ich habe mich während meines Lebens wenig um die Güter des Glücks bekümmert, noch weniger gebe ich jetzt im Tode darum. Ein Testament habe ich nicht zu machen.“

„Wo wünscht Ihr begraben zu sein?“

„In Eurer Kirche, wenn Ihr meine irdischen Ueberreste auf diese Weise ehren wollt.“

„Wollt Ihr selbst Eure Grabschrift dictiren?“

Tasso wandte sich nach seinem Beichtvater und sagte: „Mein Vater schreibet: Ich gebe meine Seele Gott zurück, der mir sie gegeben hat und meinen Leib der Erde, von der er genommen war. Ich vermache diesem Kloster das geheiligte Bild meines Erlösers.“

Er nahm in seine Hände ein Crucifix, das er vom Papste empfangen hatte, und drückte es an seine Lippen.

Sieben Tage verstrichen noch. Da der schwergeprüfte Christ um die Gunst der heiligen Oelung gebeten hatte, kam der Cardinal Cintio und brachte ihm den Segen des Papstes. Der Sterbende zeigte darüber große Freude. „Das ist die Krone,“ sagte er, „die ich in Rom zu suchen kam, ich hoffe morgen mit ihr zu triumphiren.“

Virgil ließ Augustus bitten, die Aeneide in's Feuer zu werfen; Tasso bat Cintio, das befreite Jerusalem zu verbrennen. Dann wünschte er mit seinem Crucifixe allein zu bleiben.

Der Cardinal hatte die Thüre noch nicht erreicht, als seine gewaltsam zurückgehaltenen Thränen überflossen; die

Sterbeglocke ertönte und die Mönche, Sterbegebete singend, weinten und klagten in den Klostergängen. Bei diesem Geräusch sagte Torquato zu den mitleidigen Einsiedlern (er glaubte sie wie Schatten um sich herum irren zu sehen): „Meine Freunde, Ihr glaubt mich zu verlassen, ich gehe Euch nur voraus."

Von da an unterhielt er sich nur mit seinem Beichtvater und einigen gelehrten Mönchen. Als er den letzten Seufzer ausathmen wollte, hörte man noch aus seinem Munde die Worte, die Frucht der Erfahrung seines Lebens: „Wenn der Tod nicht wäre, gäbe es auf der Welt nichts Elenderes als den Menschen." Am 25. April 1595 gegen Mittag rief der Dichter: „Herr in Deine Hände ..." Der Rest des Spruches wurde kaum gehört, wie von einem Reisenden ausgesprochen, der sich entfernt.

Der Dichter der „Henriade" starb im Hotel von Villette auf einem Quai der Seine, indem er die heiligen Sakramente von sich wies; der Sänger des befreiten Jerusalems starb als Christ in San Onofrio. Vergleichet und sehet, um wie viel schöner der Glaube den Tod macht.

Alles, was man von dem Triumph des Tasso erzählt, scheint mir verdächtig. Sein Mißgeschick war hartnäckiger, als man angenommen hat. Er starb nicht in der zu seinem Triumphe bezeichneten Stunde, er überlebte noch 25 Tage diesen projektirten Triumph. Sein Geschick verläugnete sich nicht; er wurde niemals gekrönt, nicht einmal nach seinem Tode; man stellte seinen Leichnam nicht im Capitol aus im Gewande eines römischen Senators unter dem Zusammenlauf und unter den Thränen des Volkes; er wurde, wie er es angeordnet hatte, in der

Kirche von San Onofrio beerdigt. Der Stein, mit dem man ihn bedeckte (ebenfalls nach seinem Wunsche) trug weder Jahreszahl noch Namen; zehn Jahre nachher ließ ihm Manso, Marquis della Villa, der letzte Freund Tasso's und Milton's Gastfreund, die bewundernswürdige Grabschrift setzen: „Hic jacet Tarquatus Tassus.“ Manso hatte viele Schwierigkeiten, diese Grabschrift eingraviren zu lassen; denn die Mönche, strenge Beobachter des letzten Willens, widersetzten sich jeder Inschrift; und doch ohne ohne dieses Hic jacet oder die Worte Torquati Tassi ossa wäre Tasso's Asche verloren gegangen in der Einsiedelei des Janiculus, wie die des Poussin, in der Kirche San Lorenzo in Lucina.

Der Cardinal Cintio wollte dem Sänger des heiligen Grabes ein Denkmal setzen; doch kam dieser Entschluß nicht zur Ausführung. Der Cardinal Bevilaqua entwarf eine prächtige Grabschrift für ein anderes künftiges Mausoleum und es blieb dabei. Zwei Jahrhunderte später beschäftigte sich der Bruder Napoleons mit einem in Sorrento zu errichtenden Denkmale; doch bald vertauschte Joseph die Wiege des Tasso mit dem Grabe des Cid.

Endlich in unsern Tagen hat man ein großes Grabmonument zum Gedächtniß des italienischen Homer begonnen, der einst so arm und heimathlos war, wie der griechische Homer; wird es beendigt werden? Was mich betrifft, ich ziehe den kleinen Stein in der Kapelle einem Marmormonumente vor.

Die italienische Commission, die mit der Ausführung des Denkmals beauftragt war, bat mich, in Frankreich Beiträge für dieses Denkmal zu werben. Der Juli 1830

ist gekommen und mein Vermögen und mein Credit sind dem Schicksal des Tasso ähnlich geworden: Seine Asche scheint eine Kraft zu besitzen, die jeden Glanz zurückwirft und sich allen Ehren entzieht; große Grabmäler gebühren kleinen Menschen, unscheinbare den großen.

Wo ist jetzt das Haus Este? Wer denkt noch an die Obizzo, Nicola, Ercole? Welcher Mann bleibt in diesen Pallästen? Leonorens Name. Was sucht man in Ferrara? Alfonso's Wohnung? Nein, Tasso's Gefängniß. Wohin wallfahrtet man von Jahrhundert zu Jahrhundert? Zum Grabe des Verfolgers? Nein, zum Kerker des Verfolgten.

Tasso trägt an diesem Orte einen noch denkwürdigern Sieg davon; er läßt Ariosto vergessen. Der Fremde verlaßt die Gebeine des Sängers von Orlanda im Museum und sucht den Käfig des Sängers des Rinaldo in St. Anna. Das Ernste ziemt dem Grabe: Man verläßt den Mann, der gelacht hat, für den Mann, der weinte. Im Leben kann das Glück seine Verdienste haben, nach dem Tode verliert es seinen Werth: In den Augen der Zukunft ist nur das unglückliche Dasein schön. Diesen auf Erden mitleidslos geopferten Märtyrer des Geistes wird das Unglück als Ruhm angerechnet; sie schlummern im Grabe mit ihren unsterblichen Leiden, wie die Könige mit ihrer Krone. Wir gewöhnliche Unglückliche sind zu gering, als daß unsere Mühen bei der Nachwelt zum Schmucke unseres Lebens würden. Von Allen entkleidet beim Herannahen meines Todes wird mir das Grab nicht ein Tempel, sondern ein Ort der Erquickung sein; ich werde nicht das Schicksal

Tasso's haben und die zärtlichen Vorhersagungen meiner Freunde Lügen strafen.

Ich beeilte mich, meine Huldigung diesem Sohne der Musen darzubringen, der von seinen Brüdern so reich getröstet worden ist. Als reicher Gesandter hatte ich in Rom für sein Mausoleum unterzeichnet, als dürftiger Pilgrim im Gefolge des Exils kniete ich in seinem Gefängniß zu Ferrara nieder. Ich weiß, daß man ziemlich gegründete Zweifel über die Identität des Ortes erhebt, aber wie alle wahren Gläubigen, spotte ich der Geschichte; dieses Gewölbe ist, was man auch sage, wirklich der Ort, den der pazzo per amore sieben ganze Jahre bewohnte; man mußte durch diese Klostergänge; man kam in diesen Kerker, wo das Tageslicht durch die Eisenstangen eines Kellerlochs sich bahnte, wo von dem niedrigen Gewölbe salpeterhaltiges Wasser auf einen feuchten Boden hernieder träufelt, der die Füße lähmt.

An den Mauern außerhalb des Gefängnisses und rund um die Thüröffnung liest man die Namen der Verehrer des Gottes; die beim Sonnenaufgang harmonisch erzitternde Memnonssäule war mit Betheuerungen der verschiedenen Zeugen des Wunders bedeckt. Ich habe mein Exvoto nicht mit Kohle hingezeichnet, ich habe mich in der Menge verborgen, deren stille Gebete eben wegen ihrer Demuth dem Himmel angenehmer sein müssen.

Die Gebäude, in welchem jetzt das Gefängniß des Tasso eingeschlossen ist, gehören zu einem Hospital, das allen Krankheiten geöffnet ist; man hat sie unter den Schutz der Heiligen gestellt: Sancto Torquato sacrum. In einiger Entfernung von dem geweihten Kerker ist ein verfallener

Hof, in dessen Mitte der Gefangenwärter einen Garten gebaut von einer Malvenhecke umgeben; die Hecke von zartem Grün war mit Rosen und schönen Blumen bedeckt, Ich pflückte eine dieser Rosen in der Farbe der Trauer, sie schien mir am Fuße eines Calvarienberges zu wachsen. Das Genie ist ein Christus, verkannt, verfolgt, mit Ruthen geschlagen, mit Dornen gekrönt, an's Kreuz geschlagen für und durch die Menschen, stirbt es, ihnen das Licht zurücklassend und lebt angebetet wieder auf.

Ferrara, 18. September 1833.

Ankunft der Herzogin von Berry.

Am Morgen des 18. war ich ausgegangen. Bei meiner Zurückkunft in die drei Kronen fand ich die Straße mit Volk erfüllt und die benachbarten Fenster voller Menschen. Eine Wache von hundert Mann österreichischer und päpstlicher Truppen hielt den Gasthof besetzt. Das Offizierkorps der Garnison, die Behörden der Stadt, die Generale, der Prolegat erwarteten die Fürstin, deren Ankunft ein Kourier mit den französischen Waffen angekündigt hatte. Die Treppe und die Salons waren mit Blumen geschmückt. Nie fand eine Verbannte einen schönern Empfang.

Beim Erscheinen der Wagen wirbelten die Trommeln, die Regimentsmusik ertönte und die Soldaten präsentirten ihre Waffen. Die Herzogin hatte Mühe, aus ihrer vor

dem Thore des Gasthofs haltenden Kalesche auszusteigen; ich war herbeigelaufen; sie erkannte mich mitten unter der Menge, und reichte mir trotz der sie umdrängenden Behörden und Bettler die Hand mit den Worten: „Mein Sohn ist Ihr König: Helfen Sie mir doch, durchzukommen.“ Ich fand sie nicht zu sehr verändert, obgleich etwas magerer geworden; sie hatte etwas von einem kleinen aufgeweckten Mädchen.

Ich schritt vor ihr her; sie gab dem Herrn von Lucchesi den Arm; Frau von Podenas folgte ihr. Wir stiegen die Treppe hinauf, zwischen zwei Reihen von Grenadieren, dem Klirren der Waffen, dem Schmettern der Fanfaren und unter dem Vivatgeschrei der Zuschauer und traten in die Gemächer. Man hielt mich für den Obersthofmeister und wandte sich an mich, um der Mutter Heinrich's V. vorgestellt zu werden.

Man muß wissen, daß die Herzogin von Palermo bis Ferrara überall mit derselben Ehrfurcht empfangen wurde, trotz der Noten der Gesandten Ludwig Philipp's. Herr von Broglie hatte die Kühnheit gehabt, vom Papst die Entfernung der Geächteten zu verlangen, durch den Cardinal Bernetti aber die Antwort erhalten, Rom sei stets das Asyl der gefallenen Größen gewesen. Wenn in den letzten Zeiten die Familie Bonapartes eine Zuflucht bei dem Vater der Gläubigen gefunden, wie viel mehr müsse nicht dieselbe Gastfreundschaft gegen die Familie der allerchristlichen Könige geübt werden.

Ich glaube an diese Depesche nicht, aber lebhaft wurde ich von einem Contrast ergriffen: in Frankreich überschüttet die Regierung ein Weib, das sie fürchtet, mit Beleidi-

gungen; in Italien erinnert man sich nur des Namens, des Muthes und des Unglücks der Herzogin von Berry.

Ich mußte schon meine improvisirte Rolle eines Oberkammerherrn annehmen. Die Prinzessin war außerordentlich drollig, sie trug ein Kleid von grauer Leinewand, auf dem Kopfe eine Art kleiner Wittwenhaube; sie lief hin und her wie ein Maikäfer, sah aber dabei Niemand an und ich war genöthigt, sie ganz gegen den Anstand an ihr Kleid zu fassen und ihr den Weg zu versperren mit den Worten: „Gnädigste Frau, hier ist der österreichische Commandant, der Offizier in weißer Uniform; dort steht der Commandant der päpstlichen Truppen, der Offizier in blauer Uniform; da ist der Prolegat, jener große junge Abbé in schwarzer Kleidung." Sie blieb stehen, sagte einige italienische oder französische Worte, nicht sehr treffend, aber ohne zu stocken mit offenem, anmuthigem Wesen und die bei ihrem Unpassenden doch nicht mißfielen. Es war ein Benehmen, das nichts Bekanntem gleich kam. Ich fühlte mich fast in Verlegenheit und doch empfand ich keine Besorgniß, in Bezug auf die Wirkung, welche die den Flammen und dem Kerker Entkommene hervorbringen konnte.

Eine komische Verwirrung entstand. Ich muß hier mit aller Zurückhaltung der Bescheidenheit etwas vorausausschicken: Das eitle Geräusch meines Lebens vermehrt sich in dem Maße, als das wirkliche Schweigen dieses Lebens zunimmt. Ich kann jetzt in keinem Gasthof, in Frankreich oder im Auslande aussteigen, ohne sofort umlagert zu werden. Für das alte Italien bin ich der Vertheidiger der Religion, für das junge der Vertheidiger der Freiheit; für die Behörden habe ich die Ehre zu sein: la

Sua Eccellenca gia ambasciadore di Francia in Verona und Rom. Ich sehe also Schüler und alte Abbé's und Frauen ankommen, denen ich für ihre Uebersetzungen zu danken habe; dann Bettler, die zu gut erzogen sind, um glauben zu wollen, daß ein ehemaliger Gesandter so arm sein könnte, wie sie.

Meine Bewunderer nun, waren ebenfalls in den Gasthof zu den drei Kronen geeilt mit der von der Herzogin von Berry angezogenen Menge. Sie drängten mich in den Winkel eines Fensters und begannen bei mir eine Anrede, die sie bei Marie Caroline beendigen wollten. In der Verwirrung täuschten sich die beiden Schaaren in Bezug auf die Person: Ich wurde mit königl. Hoheit begrüßt und die Herzogiu erzählte mir, sie sei über den Génie de christianisme beglückwünscht worden; wir tauschten unsern Ruf aus. Die Prinzessin war entzückt, ein vierbändiges Werk geschrieben zu haben und ich war stolz darauf, für die Königstochter genommen worden zu sein.

Plötzlich verschwand die Prinzessin, sie ging zu Fuß mit dem Grafen Lucchesi nach dem Gefängniß des Tasso. Die Mutter der verbannten Waisen des jugendlichen Erben des heiligen Ludwig, sucht, kaum der Festung Blaye entronnen, in der Stadt der Renata von Frankreich nichts auf, als den Kerker eines Dichters; diese Thatsache steht einzig da in der Geschichte des menschlichen Glückes und Ruhmes. Die ehrwürdigen Häupter in Prag hätten hundertmal nach Ferrara kommen können, ohne daß ihnen ein solcher Gedanke eingefallen wäre; aber Frau von Berry ist Neapolitanerin und also Landsmännin des Tasso.

Ich war in der Opposition und in Ungnade; die Or-

donnanzen gingen nur noch heimlich im Schlosse herum und erfüllten die Herzen mit erwartungsvoller Freude; eines Tages bemerkte die Herzogin von Berry einen Kupferstich, welcher den Sänger des befreiten Jerusalems hinter dem Eisengitter seines Gefängnisses darstellte. „Ich hoffe," sagte sie, „wir sehen Chateaubriand bald eben so." Worte des Glücks, denen man nicht mehr Rechnuug tragen darf, als Worten, die in der Dunkelheit entschlüpfen. Ich sollte die Fürstin in Tasso's Kerker selbst aufsuchen, nachdem ich für sie die Polizeigefängnisse ertragen habe. Welche Erhabenheit des Gefühls in der edeln Festung, welches Zeichen der Achtung hat sie mir gegeben, als sie sich in der Stunde des Unglücks an mich wandte, nachdem sie einen solchen Wunsch gehegt! Wenn ihr erster Wunsch meine Talente zu hoch erhob, so hat sich ihr Vertrauen auf meinen Charakter weniger getäuscht.

Ferrara, 18. Septbr. 1833.

Mademoiselle Lebeschu. — Der Graf Lucchesi Palli. — Discussion. — Diner. — Herr und Frau von St. Priest. — Frau von Podenas. — Meine Weigerung, nach Prag zu gehen.

Herr und Frau von St. Priest und Herr A. Sala kamen an. Der letztere war Offizier in der königlichen Garde gewesen und in meinen Buchhändlerangelegenheiten Herrn Delloye substituirt worden, der Major derselben Garde war. Zwei Stunden nach der Ankunft der Fürstin hatte ich

Mademoiselle de Lebeschu, meine Landsmännin gesehen, die mir sogleich die Hoffnungen mittheilte, die man auf mich zu gründen für gut fand. Mademoiselle de Lebeschu figurirt in dem Prozeß von Carlo Alberto.

Nachdem die Herzogin von Berry von ihrem poetischen Besuch zurückgekommen war, ließ sie mich rufen: sie erwartete mich mit dem Herrn Grafen Lucchesi und Frau von Podenas.

Der Graf Lucchesi Palli ist groß und braun. Sein Betragen gegen die Fürstin, seine Gemahlin, ist ein Meisterstück von Anstand, weder demüthig noch anmaßend, bietet es ein ehrfurchtsvolles Gemisch von Autorität des Gatten und Unterwerfung des Unterthanen.

Die Herzogin sprach sogleich mit mir von Geschäften, sie dankte mir, daß ich ihrer Einladung gefolgt sei und sagte mir, sie ginge nach Prag, nicht blos, um sich mit ihrer Familie wieder zu vereinigen, sondern um zugleich ihren Sohn für majorenn erklären zu lassen; dann theilte sie mir mit, daß sie mich mit sich nehmen wolle.

Diese Erklärung, auf die ich nicht gefaßt war, setzte mich in Erstaunen und ich legte ihr die Einwürfe vor, die ich in der Schnelligkeit finden konnte.

Wenn ich mit der Fürstin nach Prag ginge, und sie die Erfüllung ihres Wunsches durchsetze, so würde die Ehre des Sieges nicht gänzlich der Mutter Heinrich's V. zufallen und das sei ein Uebel; bliebe aber Carl X. bei seiner Weigerung, die Majorennitätsakte ausstellen zu lassen (wie ich von ihm überzeugt sei), so verlöre ich meinen Credit. Es wäre also besser, wenn ich als eine Reserve zurück-

bleibe, für den Fall, daß die Herzogin in ihrer Unterhandlung scheiterte.

Frau von Berry bekämpfte diese Gründe: sie behauptete, ohne meine Begleitung würde ihr in Prag jeder Nachdruck fehlen, denn ich sei von ihren hohen Verwandten gefürchtet; sie wolle mir übrigens den Ruhm des Sieges und die Ehre, zur Erhebung ihres Sohnes beigetragen zu haben, gänzlich überlassen.

Herr und Frau von St. Priest traten während dieser Unterhandlung ein und nahmen Partei für das Verlangen der Fürstin. Ich beharrte bei meiner Weigerung. Man kündigte das Diner an.

Die Fürstin war sehr heiter. Sie erzählte mir ihre Kämpfe in Blaye mit dem General Bugeaud auf die ergötzlichste Weise. Bugeaud griff sie in Bezug auf ihre Politik an und erhitzte sich; die Herzogin erhitzte sich noch mehr als er; sie schrieen wie zwei Besessene und sie jagte ihn endlich aus ihrem Zimmer. Die Herzogin verschwieg dabei einige nähere Umstände, die sie mir vielleicht mitgetheilt hätte, wenn ich mit ihr allein gewesen wäre. Sie konnte nicht fertig werden, von Bugeaud zu erzählen und machte ihn auf alle Weise lächerlich.

Meine Weigerung hatte indessen die treuen Anhänger der Fürstin beunruhigt. Nach dem Diner kam Mademoiselle Bugeaud in mein Zimmer, um mir deshalb Vorwürfe zu machen; Herr von St. Priest, ein geistreicher und verständiger Mann, schickte zuerst Herrn Sala zu mir und kam dann selbst, um seinerseits in mich zu dringen.

Man hatte Herrn de la Ferronnays nach dem Hradschin vorausgesandt, um die ersten Schwierigkeiten zu heben.

Herr von Montbel war angekommen, er hatte den Auftrag, nach Rom zu gehen und dort den Ehecontract in gehöriger Form zu erheben, der bei dem Cardinal Zurla niedergelegt war.

„Wenn man auch annehmen wollte," fuhr Herr von St. Priest fort, „daß Karl X. die Mündigkeitserklärung verweigert, wird es nicht gut sein, daß die Fürstin eine Erklärung von ihrem Sohne erhält? Wie müßte aber diese Erklärung beschaffen sein?" — „Eine ganz kurze Note," antwortete ich, „in welcher Heinrich gegen die Usurpation Philipps's protestirt."

Herr von St. Priest trug meine Worte zu der Herzogin. Mein Widerstand beschäftigte noch immer die Umgebung der Fürstin. Frau von St. Priest schien am lebhaftesten davon ergriffen. Frau von Podenas hatte ihre frühere Gewohnheit, durch ein heiteres Lächeln ihre schönen Zähne zu zeigen, nicht verloren: ihre Ruhe trat bei unserer Lebhaftigkeit um so schärfer hervor.

Wir hatten große Aehnlichkeit mit einer herumziehenden Truppe französischer Komödianten, die mit hoher obrigkeitlicher Erlaubniß in Ferrara die flüchtige Fürstin oder die verfolgte Mutter aufführten. Die Bühne wurde rechts von Tasso's Gefängniß, links von Ariosto's Hause begrenzt, den Hintergrund bildete das Schloß, wo die Feste Leonora's und Alfonso's gefeiert wurden. Dieses Königthum ohne Königreich, diese Aufregung eines in zwei wandelnden Kaleschen eingeschlossenen Hofes, welcher im Gasthaus zu den drei Kronen für den Abend seinen Sitz aufschlug, diese in einem Gasthofszimmer gehaltenen Staatsrathsberathungen — das Alles vervollständigte die

Mannigfaltigkeit meines Lebensschicksals. Ich legte in den Coulissen meine Ritterrüstung ab und nahm meinen Strohhut wieder; ich reiste mit der im Mantelsack eingepackten gesetzlichen Monarchie, während die bestehende Monarchie sich in den Tuilerien mit ihrem Flitterstaat breit machte. Voltaire ruft alle königlichen Hoheiten nach Venedig, um den Carneval mit Achmet III. zuzubringen: Iwan, dem Kaiser aller Reußen, Karl Eduard, König von England, die beiden Könige von Polen, Theodor, König von Corsica und vier durchlauchte Hoheiten. Ich für meine Person könnte mit Candide sagen: „Meine Herren, warum seid ihr alle Könige? Ich gestehe, daß weder ich noch Martin es sind."

Es war 11 Uhr des Abends; ich hoffte meinen Prozeß gewonnen, und von der Fürstin die Erlaubniß nach Gutdünken zu handeln erhalten zu haben. Ich hatte mich verrechnet. Die Herzogin giebt nicht so leicht einen gefaßten Entschluß auf; sie hatte mich über den Zustand Frankreichs nicht gefragt, weil mein Widerstand sie für den Augenblick ganz beschäftigte. Herr von St. Priest trat in mein Zimmer, und brachte mir den Entwurf eines Briefes, den ihre königliche Hoheit an Karl X. schicken wollte.

„Wie," rief ich, „die Fürstin besteht auf ihrem Entschluß? Sie will, daß ich diesen Brief überbringen soll? Es ist mir aber wirklich unmöglich, Deutschland zu bereisen, da mein Paß nur für die Schweiz und Italien gilt."

„Sie begleiten uns bis an die österreichische Grenze," erwiderte Herr von St. Priest; „die Herzogin nimmt Sie

in ihren Wagen, und ist die Grenze überschritten, so setzen Sie sich in den ihrigen und sind 36 Stunden vor uns in Prag.“

Ich lief zur Fürstin und erneuerte meine Vorstellung: die Mutter Heinrich's V. sagte mir: „Verlassen sie mich nicht.“ Dieses Wort machte dem Kampf ein Ende; ich gab nach. Die Herzogin von Berry schien sehr erfreut. Arme Frau! Sie hatte so viel geweint! Wie hätte ich dem Muthe, dem Mißgeschick der gefallenen Größe widerstehen können, die sich meinem Schutz übergaben? Eine andere Fürstin, die Dauphine, hatte mir auch für meine unnützen Dienste gedankt; Karlsbad und Ferrara waren zwei Verbannungsorte unter verschiedenen Himmelsstrichen, und ich habe daselbst die schönsten Kronen meines Lebens gepflückt.

Die Herzogin reiste am 19. ziemlich früh ab nach Padua, wo sie mich wieder treffen wollte; sie mußte sich in Catajo bei dem Herzog von Modena aufhalten. Ich hätte noch hunderterlei in Ferrara sehen mögen, Palläste, Gemälde, Manuscripte; ich mußte mich mit dem Gefängniß Tasso's begnügen. Ich reiste einige Stunden nach ihrer königlichen Hoheit ab, und kam in der Nacht nach Padua. Ich schickte Hyacinth nach Venedig, um mein dürftiges Gepäck abzuholen und legte mich traurig im „goldenen Sterne“ nieder, der niemals der meinige gewesen ist.

Padua, 20. September 1833.

Padua. — Gräber. — Manuscript von Zanze.

Am Freitag den 20. September brachte ich einen Theil des Morgens damit zu, meinen Freunden die Veränderung meines Geschicks zu schreiben. Nach und nach kam das Gefolge ihrer königlichen Hoheit an.

Da ich nichts weiter zu thun hatte, ging ich mit einem Cicerone aus. Wir besuchten die beiden Kirchen der heiligen Justina und des heiligen Antonius von Padua. Die erstere, das Werk des Hieronymus von Brescia, ist von großer Majestät: von dem Schiff der Kirche aus bemerkt man nicht ein einziges der hoch oben angebrachten Fenster, so daß die Kirche erleuchtet ist, ohne daß man weiß, woher das Licht kommt. Die Kirche enthält mehrere schöne Gemälde von Paul Veronese; Liberi, Palma u. s. w.

Die Kirche des heiligen Antonius von Padua ist ein halbgriechisch, halbgothisches Gebäude, ein Styl, der den alten Kirchen im Venetianischen ganz eigenthümlich ist. Die Kapelle des heiligen Anton ist von Jakob Sansovino und seinem Sohne Franz: man bemerkt das sogleich, denn die Form und die Verzierung sind ganz im Geschmack der Loggetta des Glockenthurms von San Marco.

Eine Signora im grünen Kleide, Strohhut und Schleier betete vor der Kapelle des Heiligen, ein Diener in Livrée betete hinter ihr. Ich bildete mir ein, sie bete um Erleichterung irgend eines moralischen oder physischen Uebels und täuschte mich nicht. Ich fand sie in der Straße wieder, eine Frau von ungefähr 40 Jahren, bleich, mager,

mit leidendem Aussehen. Sie war mit der Hoffnung aus der Kirche gegangen: in dem Zeitraum, wo sie dem Himmel ihr glühendes Gebet darbrachte, vergaß sie ihren Schmerz! war sie nicht wirklich geheilt?

Das Santo enthält eine Fülle von Grabdenkmälern, das von Bembo ist berühmt. Im Kreuzgang sieht man das Grab des jungen Orbesan, der 1595 starb.

Charles Guy Patin liegt in der Kathedrale begraben: sein toller Vater konnte ihn nicht retten, er, der einen jungen Edelmann von 7 Jahren behandelt hatte, den er dreizehnmal zur Ader ließ, worauf er wieder durch ein Wunder in vierzehn Tagen geheilt wurde.

Die Alten zeichneten sich in ihren Grabschriften aus. Unter den neueren hat wohl Camoëns die schönsten gemacht, auf Johann III. von Portugal: „Wer liegt in diesem großen Denkmale? Wen nennen die glänzenden Wappen dieses herrlichen Schildes? Nichts, denn dahin kommt doch Alles ... sei ihm die Erde in dieser Stunde so leicht, als seine Hand einst schwer auf den Mauren lastete.“

Mein paduanischer Cicerone war ein Schwätzer, ganz verschieden von meinem Antonio in Venedig; fortwährend sprach er von dem großen Tyrannen Angelo, und in den Straßen nannte er mir jeden Laden, jedes Kaffeehaus; im Santo wollte er mir durchaus die gut erhaltene Zunge des Predigers des adriatischen Meeres zeigen. Die Fabel von diesen Predigten beruht doch wohl nur auf jenen Gesängen, welche im Mittelalter die Fischer (nach dem Beispiel der alten Griechen) auf dem Meere sangen, um die Fische anzulocken. Wir besitzen noch einige von diesen Baladen im angelsächsischen Dialekt.

Von Titus Livius keine Nachricht, und doch wäre ich zu seinen Lebzeiten gern wie der Bewohner von Gades nach Rom gereist, nur um ihn zu sehen, und gern hätte ich wie Panormita mein Feld verkauft, um einige Fragmente der römischen Geschichte zu kaufen.

Als ich in den „goldenen Stern" zurückkam, fand ich Hyacinth mit meinem Gepäck aus Venedig. Ich hatte ihm aufgetragen, zur Zanze zu gehen und mich bei ihr zu entschuldigen, daß ich abgereist sei, ohne sie zu sehen. Er fand Mutter und Tochter in großem Zorn; sie hatte eben „Le mie Prigioni" gelesen. Die Mutter sagte, Silvio sei ein Bösewicht, er habe sich erlaubt, zu schreiben, Brollo habe ihn, Pellico, an einem Fuße gezogen, als Pellico auf einen Tisch gestiegen sei. Die Tochter rief: „Pellico ist ein Verläumder, noch mehr, ein undankbarer Mensch. Nach den Diensten, die ich ihm geleistet, sucht er mich zu entehren." Sie drohte, das ganze Werk in Beschlag nehmen und den Verfasser vor Gericht fordern zu lassen. Sie hatte schon eine Widerlegung des Buchs angefangen. Hyacinth bat sie, die unvollendete Widerlegung mir zu geben; sie zögerte, dann übergab sie ihm das Manuscript. Wenn ich je nach Venedig zurückkehre, werde ich gegen Madame Brollo meine Schuldigkeit besser erfüllen, als gegen Abu Gosch, den Häuptling der Araber in den Gebirgen von Jerusalem, dem ich einen Scheffel Reis von Damiette versprach, aber nichts geschickt habe.

Hier ist Zanze's Commentar in einer Uebersetzung.

„Die Venetianerin wundert sich, daß Jemand den Muth gehabt hat, gegen sie zwei Scenen, eines mit gottlosen Falschheiten angefüllten Romanes zu schreiben. Sie

beklagt sich bitter über den Verfasser, der sich einer anderen Person bedienen konnte, und nicht ein junges, ehrliches Mädchen von Erziehung und Religion, geschätzt, geliebt und von Allen gekannt, zum Spielzeug zu nehmen brauchte.

„Wie Silvio sagen kann, daß in meinem Alter von 13 Jahren (das war mein Alter zu der Zeit, wo er mich gekannt haben will); wie kann er sagen, daß ich ihn täglich in seiner Wohnung besucht habe, wenn ich schwöre, nur sehr wenige Male dahin gegangen zu sein, und stets begleitet, entweder von meinem Vater oder von meiner Mutter oder von einem Bruder? Wie kann er sagen, daß ich ihn zum Vertrauten einer Liebe gemacht hätte, ich, die ich stets in meiner Schule war, ich, die kaum anfing, etwas zu wissen, und weder die Liebe noch die Welt kennen konnte; nur beschäftigt mit den Pflichten der Religion und denen einer gehorsamen Tochter immer bei meiner Arbeit, meinem einzigen Vergnügen?

„Ich schwöre, daß ich niemals mit ihm (Pellico), weder von Liebe noch von etwas anderem gesprochen habe; aber wenn ich ihn zuweilen sah, so betrachtete ich ihn mit mitleidigem Auge, denn mein Herz war für jeden meiner Mitmenschen von Mitgefühl. Auch haßte ich den Ort, an welchem sich mein Vater aus Zufall befand; er hatte stets einen anderen Platz behauptet; aber nachdem er ein tapferer Soldat gewesen, der Republik und später seinem Fürsten treu gedient hatte, war er gegen seinen und seiner Familie Willen in dieses Amt gekommen.

„Es ist ganz falsch, daß ich je eine Hand des genannten Silvio ergriffen habe, weder wie die meines Vaters,

noch wie die meines Bruders; erstens weil ich, obgleich jung und ohne Erfahrung eine hinreichende Erziehung erhalten hatte, um meine Pflichten zu kennen.

„Wie kann er sagen, daß ich ihn geküßt hätte, ich, die ich das nicht einmal mit meinem Bruder gethan, so groß war die Gewissenhaftigkeit, welche die Erziehung, die ich in den Klöstern erhalten, in mein Herz gepflanzt hatte!

„Wirklich, es wird noch so weit kommen, daß er, Pellico, mich besser gekannt hat, als ich ihn kennen konnte. Ich hielt mich täglich in der Gesellschaft meiner Brüder in einem Zimmer auf, das an das seinige stieß (es war der Ort, wo meine Brüder schliefen und studirten); da es mir nun angenehm war, bei ihnen zu sein, wie kann er behaupten, ich hätte mit ihm von den Angelegenheiten meiner Familie gesprochen, und mein Herz erleichtert in Bezug auf die Strenge meiner Mutter und die Güte meines Vaters? Ich hatte ja gar keinen Grund, mich über sie zu beklagen, sie wurden von mir stets geliebt.

„Wie kann er sagen, daß er mich für den schlechten Kaffee, den ich ihm gebracht, gescholten habe? Ich kenne Niemand, der sagen könnte, er habe die Kühnheit gehabt, mich zu schelten, da mich Alle mit reinem Wohlwollen geachtet haben.

„Ich kann mich nicht genug wundern, daß ein geistreicher und talentvoller Mann den Muth hat, sich ungerechter Weise solcher Dinge gegen ein junges und ehrliches Mädchen zu rühmen, was ihr leicht den Verlust der Achtung, die ihr Alle zeigen, und sogar der Liebe eines achtbaren Gatten, und dadurch den Verlust ihrer Ruhe und

ihres Friedens in den Armen ihrer Familie und ihrer Tochter zuziehen könnte.

„Ich fühle mich maßlos aufgebracht gegen diesen Schriftsteller, der mich auf solche Weise in einem gedruckten Buche bloßgestellt und sich die unverzeihliche Freiheit genommen hat, meinen Namen fortwährend zu erwähnen.

„Und doch hat er die Aufmerksamkeit gehabt, den Namen Tremerello statt Mandricardo zu schreiben, wie derjenige wirklich hieß, der ihm seine Aufträge ausrichtete. Und diesen könnte ich ihn von einer Seite kennen lehren, die er nicht erwarten würde, denn ich weiß, wie untreu und interessirt er war. Für Essen und Trinken hätte er Jedermann geopfert; er war treulos gegen alle diejenigen, welche zu ihrem Unglück arm zu ihm kamen und ihn nicht so beschenken konnten, als er es wünschte. Er behandelte diese Unglücklichen schlimmer als das Vieh; aber wenn ich es sah, machte ich ihm Vorwürfe und sagte es meinem Vater, da mein Herz eine solche Behandlung meiner Mitmenschen nicht ertragen konnte. Er, Mandricardo, war nur gegen diejenigen gut, die ihm Trinkgelder und gut zu essen gaben; der Himmel verzeihe ihm! aber er wird für seine schlechten Handlungen gegen seine Mitmenschen und für den Haß, mit dem er mich wegen der Vorwürfe verfolgte, die ich ihm machte, Rechenschaft ablegen müssen. Für einen so schlechten Menschen nimmt Silvio Rücksichten, für mich aber, die es nicht verdiente, bloßgestellt zu werden, nicht die mindeste.

„Aber, ich werde schon Wege zu finden wissen, daß er gegen mich gerecht werde; ich will weder im Guten noch Bösen öffentlich genannt werden.

„Ich bin glücklich in den Armen eines Gatten, der mich so sehr liebt, und dem ich dies aufrichtig und züchtig vergelte. Er kennt nicht allein meine Aufführung, sondern auch meine Gefühle genau, und ich muß eines Mannes wegen, der sich einfallen läßt, mich im Interesse seiner schlechtbegründeten und mit Unwahrheiten erfüllten Schriften auszubeuten ......!

„Silvio mag mir meinen Zorn verzeihen, aber er mußte dies erwarten, sobald sein Betragen gegen mich zu meiner Kenntniß kam.

„Das ist der Lohn für Alles, was meine Familie gethan hat; sie hat ihn, Pellico, mit jener Menschlichkeit behandelt, welche jedes von gleichem Unglück getroffene Geschöpf verdient und hatte nicht, wie es befohlen war, gehandelt.

„Und doch schwöre ich, daß Alles, was in Bezug auf mich gesagt worden, falsch ist. Vielleicht ist Silvio in Bezug auf mich falsch unterrichtet worden, aber er kann mit Wahrheit Dinge nicht sagen, die, weil sie nicht wahr sind, ihm blos ein stärkeres Motiv geben, seinen Roman aufzubauen.

„Ich würde noch mehr darüber sagen; aber die Geschäfte für meine Familie erlauben mir nicht, mehr Zeit zu verlieren. Ich danke nur dem Signor Silvio für sein Werk, und daß er mir unschuldig von jedem Fehler in das Herz eine fortwährende Unruhe und vielleicht ein immerwährendes Unglück gelegt hat.“

Diese buchstäbliche Uebersetzung giebt freilich nicht den weiblichen Schwung, die ausländische Anmuth und die Naivetät wieder, welche der Text athmet; der Dialekt, des-

sen sich Zanze bedient, strömt einen Duft der Localität aus, den man in keiner anderen Sprache ausdrücken kann. Wer hatte Recht? Pellico oder Zanze? Worum drehen sich alle diese Streitigkeiten? Um eine einfache Vertraulichkeit, einen zweifelhaften Kuß, welcher vielleicht nicht einmal demjenigen bestimmt war, der ihn empfängt. Die lebhafte verheirathete Frau will sich in der anmuthige Jungfrau nicht wieder erkennen, welche der Gefangene geschildert hat; aber sie bestreitet die Thatsache mit so viel Reiz, daß sie sie im Leugnen beweist. Das Portrait von Zanze, in der Denkschrift des Gefangenen ist so ähnlich, daß man es in der Replik der Vertheidigerin wieder findet.

Padua, 20. September 1833.

Unerwartete Nachricht. — Der Gouverneur des lombardisch-venetianischen Königreichs.

Kaum hatte ich die Vertheidigung Zanze's durchgelesen, als Herr von St. Priest mit den Worten in mein Zimmer trat: „Da haben wir etwas Neues.“ Ein Brief ihrer königlichen Hoheit benachrichtigte uns, daß der Gouverneur des lombardisch-venetianischen Königreichs sich noch Catajo begeben und der Prinzessin angezeigt habe, daß er sie ihre Reise nicht fortsetzen lassen dürfe. Die Herzogin wünschte meine unverzügliche Abreise.

In diesem Augenblicke klopft ein Adjutant des Gouverneurs an meine Thür und fragt mich, ob ich seinen General empfangen könne. Statt jeder Antwort begebe ich mich in das Zimmer Sr. Excellenz, der wie ich, im goldenen Sterne abgestiegen war.

Der Gouverneur war ein trefflicher Mensch.

„Denken Sie sich, Herr Vicomte," sagte er mir, „meine Befehle gegen die Frau Herzogin von Berry waren vom 28. August. Ihre königliche Hoheit hatte mir sagen lassen, sie hätte Pässe von früherem Datum und einen Brief meines Kaisers. Da bekomme ich am 17. September mitten in der Nacht eine Estafette und eine Depesche, datirt aus Wien vom 15., befiehlt mir, die früheren Befehle vom 28. August auszuführen und die Frau Herzogin von Berry nicht über Udine oder Triest hinausgehen zu lassen. Sehen Sie, lieber und berühmter Vicomte, welch' großes Unglück für mich! Eine Prinzessin, die ich bewundere und achte, zu verhaften, wenn sie sich dem Wunsche meines Monarchen nicht fügen will. Denn die Fürstin hat mich nicht gut empfangen und mir gesagt, sie werde thun, was ihr gefiele. Lieber Vicomte, wenn Sie ihre königliche Hoheit bestimmen könnten, daß sie in Venedig oder Triest bliebe, bis neue Instruktionen von meinem Hofe ankommen. Ich werde ihren Paß nach Prag visiren; sie begeben sich, ohne das geringste Hinderniß zu treffen, sofort dahin und gleichen das Alles aus, denn mein Hof hat gewiß hier nur ein fremdes Verlangen erfüllt. Erweisen Sie mir diesen Dienst, ich bitte Sie."

Die Offenheit des edlen Generals rührte mich. Indem ich das Datum vom 15. September mit meiner Abreise

aus Paris am 3. desselben Monats zusammenhielt, kam mir ein Gedanke: meine Zusammenkunft mit der Herzogin und das gleichzeitige Zusammentreffen der Majorennität Heinrich's V. konnten Philipp's Regierung erschreckt haben. Eine Depesche des Herzogs von Broglie mit einer Note des Grafen von St. Aulaire nach Wien gesandt, hatte vielleicht die Staatskanzlei in Wien bestimmt, das Verbot vom 18. August zu erneuern. Es ist möglich, daß meine Combination falsch ist; doch zwei Edelleute, beide Pairs von Frankreich durch Ludwig XVII., beide eidbrüchig, waren wohl im Stande, gegen die Mutter ihres legitimen Königs sich zu Werkzeugen einer so edelmüthigen Politik herzugeben.

Ich hütete mich wohl, diesen Gedanken auszusprechen. Die Verfolgung hat meine Ansichten über die Reise nach Prag verändert; ich wünschte jetzt eben so lebhaft, sie allein im Interesse meiner Fürstin zu unternehmen, als ich mich gesträubt hatte, mit ihr nach Prag zu reisen, als die Wege ihr offen standen. Ich verbarg also meine wahren Gesinnungen, und um den Gouverneur bei dem guten Willen zu erhalten, mir einen Paß auszustellen, vermehrte ich seine loyale Besorgniß.

„Herr Gouverneur," sagte ich, „Sie schlagen mir eine schwierige Angelegenheit vor. Sie kennen die Frau Herzogin von Berry; sie ist nicht die Frau, die man nach Belieben leitet; wenn sie einen Entschluß gefaßt hat, so kann Nichts sie davon abbringen. Wer weiß, vielleicht wünscht sie von ihrem Onkel, dem Kaiser von Oesterreich verhaftet zu werden, wie sie von Louis Philipp, ihrem Onkel in den Kerker geworfen wurde, Die legitimen und illegitimen

Könige handeln hier einer wie der andere; Ludwig Philipp hat den Sohn Heinrich's IV. entthront, Franz II. will die Vereinigung der Mutter und des Sohnes verhindern, und der Fürst von Metternich löst den General Bugeaud in seinem Posten als Kerkermeister ab."

Der Gouverneur war außer sich: „Ach, Vicomte, Sie haben Recht! Diese Propaganda ist überall! Die Jugend hört uns nicht mehr! In den venetianischen Staaten noch nicht so sehr, als in der Lombardei und Piemont." — „Und die Romagna!" rief ich, „und Neapel! und Sicilien! und die Rheinufer! und die ganze Welt!" — „Ach," rief der Gouverneur, „so kann es nicht bleiben: immer den Degen in der Faust, eine Armee unter den Waffen, ohne uns zu schlagen. Frankreich und England geben unseren Völkern ein gutes Beispiel! Jetzt ein junges Italien! Wer hat jemals so etwas gehört?"

„Herr Gouverneur," sagte ich, „ich werde mich bemühen, die Frau Herzogin zu bestimmen, Ihnen einige Tage zu gestatten; haben Sie die Gefälligkeit, mir einen Paß auszustellen. Dies allein wird Ihre königl. Hoheit verhindern, ihren ersten Entschluß auszuführen."

„Ich will es auf mich nehmen," sagte der beruhigte Gouverneur, „die Frau Fürstin durch Venedig nach Triest reisen zu lassen. Wenn sie sich unterwegs ein wenig aufhält, so wird sie gerade in jener Stadt eintreffen mit den neuen Befehlen, die Sie bewirken werden. Der Delegat von Padua wird Ihnen das Visa für Prag geben, dagegen hinterlassen Sie bei ihm einen Brief mit dem Versprechen mit Ihrer königl. Hoheit, über Triest nicht hinaus-

gehen zu wollen. Welche Zeiten! welche Zeiten! Ich wünsche mir Glück, alt zu sein, theurer und berühmter Vicomte, um nicht zu sehen, was kommen muß."

Indem ich auf meinen Paß bestand, warf ich mir im Herzen vor, die offene Geradheit des Gouverneurs vielleicht ein wenig zu mißbrauchen, denn er konnte leicht strafbarer werden, wenn er mich nach Böhmen ließ, als wenn er der Herzogin von Berry nachgab. Auch befürchtete ich ich immer noch, daß eine feine italienische Polizeinase dem Visa Hindernisse entgegensetzen würde. Als der Delegat von Padua zu mir kam, glaubte ich in ihm, ganz das Aussehen eines in den französischen Verwaltungsbureaus aufgezogenen Mannes zu erblicken. Ich erschrack darüber; als ich aber von ihm erfuhr, daß er in der Armee der Alliirten Commissär im Departement der Rhonemündungen gewesen, wuchs mir die Hoffnung wieder: ich griff meinen Feind bei seiner Eigenliebe an, äußerte mich bewundernd über die strenge Disciplin, die bei den in der Provence stationirten Truppen geherrscht habe, und der Delegat beeilte sich, meine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen.

Padua, 20. September 1833.

Schreiben der Herzogin an Karl X. und Heinrich V. — Herr von Montbel. — Mein Billet an den Gouverneur. — Ich reise nach Prag.

Die Herzogin von Berry kam um 9 Uhr Abends von Catajo zurück; sie schien sehr aufgeregt. Was mich betrifft, so wünschte ich jetzt um so mehr, daß man den Kampf annehme, je friedlicher ich gewesen war: man griff uns an, wir mußten uns also vertheidigen. Halb lachend schlug ich Ihrer königl. Hoheit vor, sie verkleidet nach Prag zu nehmen und mit ihr Heinrich V. zu entführen. Es kam nur darauf an, wohin wir unsere Beute bringen sollten. Italien war dazu nicht passend, wegen der Schwäche seiner Fürsten und die großen absoluten Monarchien konnten aus tausend Gründen nicht in Betracht kommen. Es blieben nur Holland und England: Ich gab dem ersteren den Vorzug, weil man daselbst neben einer konstitutionellen Regierung einen tüchtigen König fand.

Wir verschoben diese extremen Entschlüsse und blieben nur bei den vernünftigsten stehen. Mir fiel die ganze Last der Angelegenheit zu. Ich sollte allein mit einem Brief der Herzogin abreisen und die Mündigkeitserklärung verlangen; die Antwort der hohen Verwandten sollte ich Ihrer königlichen Hoheit durch einen Courier nach Triest schicken. Dem Brief an den alten König fügte die Fürstin ein Billet an ihren Sohn bei, doch sollte es nur von Umständen abhängen, ob ich ihn dem jungen Prinzen übergeben könnte. Die Aufschrift des Billets war allein

schon eine Protestation gegen die heimlichen Gedanken Prags; sie lautete: „An Se. Majestät Heinrich V., meinem geliebten Sohn in Prag.“

Mitten in diesem Wirrwarr traf Herr von Montbel von Rom aus in Padua ein. Der kleine Hof von Padua schmollte mit ihm; er hielt sich wegen der Wiener Befehle an den Herrn von Blacas. Herr von Montbel, ein sehr gemäßigter Mann, wußte keine andere Zuflucht, als zu mir, obgleich er mich fürchtete. Als ich diesen Collegen des Herrn von Polignac sah, erklärte ich mir, wie er, ohne es selbst zu wissen, die Geschichte des Herzogs von Reichstadt geschrieben und die Erzherzogin bewundert hatte, und zwar 60 Stunden von Prag entfernt. Wenn Herr von Montbel im Stande gewesen war, die Monarchie des heiligen Ludwig und alle übrigen Monarchien dieses Erdenrundes zum Fenster hinaus zu werfen, so war dies ein kleines Mißgeschick, an das er nicht gedacht hatte. Ich empfing den Grafen von Montbel sehr freundlich und sprach mit ihm vom Colosseum. Er kehrte nach Wien zurück, um sich dem Fürsten von Metternich zur Disposition zu stellen und als Vermittler in der Correspondenz mit dem Herrn von Blacas zu dienen. Um 11 Uhr schrieb ich dem Gouverneur den verlangten Brief, wobei ich aber die Würde der Herzogin wohl in Obacht nahm, sie zu Nichts verpflichtete und ihr die volle Freiheit zu handeln ließ.

Der Delegat war mit diesem Briefe vollkommen zufrieden; denn sobald die Herzogin das lombardisch-venetianische Königreich verlassen hatte, hörte für ihn und den Gouverneur die Verantwortlichkeit auf; was die Herzogin

von Berry in Triest unternehmen würde, ging nur die Behörden Istriens oder Friaul's an; jeder beeilte sich, die Unglückliche los zu werden: es giebt ein Spiel, wo man eilt, dem Nachbar ein brennendes Papier zuzustecken.

Um 10 Uhr beurlaubte ich mich von der Prinzessin, sie legte ihr und ihres Sohnes Schicksal in meine Hände. Sie machte mich zum König eines Frankreichs nach ihrem Zuschnitt. In einem belgischen Dorfe habe ich vier Stimmen gehabt, um auf den Thron zu steigen, den jetzt der Schwiegersohn Philipp's einnimmt. Ich sagte zur Herzogin: „Ich unterwerfe mich dem Willen Ihrer königlichen Hoheit, aber ich fürchte, Ihre Hoffnungen zu täuschen. Ich werde in Prag Nichts erhalten." Sie drängte mich nach der Thüre mit den Worten: „Reisen Sie, Sie vermögen Alles."

Um 11 Uhr stieg ich in den Wagen; die Nacht war regnerisch. Ich glaubte nach Venedig zurückzukehren, denn ich verfolgte den Weg nach Mestre. Ich hatte größere Lust Zanze wieder zu sehen, als Karl X.

Tagebuch von Padua nach Prag.

Vom 20. bis 26. September 1833.

Conegliano. — Udine. — Die Gräfin von Samoylow. — Herr de la Ferronnays. — Kärnthen. — Die Drau. — Frühstück in dem Dörfchen St. Michael.

Als ich gegen Tagesanbruch durch Mestre fuhr, war ich trostlos, nicht ans Ufer gehen zu können; vielleicht hätte mir ein ferner Leuchtthurm der letzten Lagunen die schönste Insel der alten Welt angezeigt, wie ein schwaches Licht dem Chistoph Columbus die erste Insel der neuen Welt enthüllte. In Mestre landete ich bei meiner ersten Reise im Jahre 1806 von Venedig: Die Zeit flieht.

Ich frühstückte in Conegliano, und wurde dort durch die Freunde einer Dame, die Uebersetzerin des „Abenceragen" begrüßt, und als ich wieder in den Wagen stieg, redete mich ein Priester in Bezug auf den „Génie du christianisme" an. Ich kam über den Schauplatz der Siege, welche Bonaparte zur Verletzung unserer Freiheiten führten.

Udine ist eine schöne Stadt; ich bemerkte daselbst einen Porticus, eine Nachbildung des Dogenpallastes. Ich speiste in dem Wirthshause in demselben Zimmer, das eben noch von der Gräfin von Samoylow bewohnt gewesen war, und in dem Buche des Wirthshauses fand ich den Namen meines edlen Freundes, des Grafen de la Ferronnays, der von Prag nach Neapel zurückkehrte, während ich von Padua nach Prag ging. Der Graf de

la Ferronnays, mein Landsmann in doppelter Hinsicht, denn er ist Bretagner und aus St. Malo, ist mit meinem politischen Schicksal eng verbunden. Er war Gesandter in St. Petersburg, als ich Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Paris war, und nahm später diesen letzteren Platz ein, während ich Gesandter in Rom wurde. Als ich unter dem Ministerium Polignac meine Entlassung eingab, erbte de la Ferronnays meine Gesandtschaft. Schwager des Herrn von Blacas, ist er eben so arm, als dieser reich ist. Nach der Julirevolution gab er die Pairie und die diplomatische Laufbahn auf. Jeder Mann achtete ihn, und Niemand haßt ihn, weil sein Charakter rein und sein Geist gemäßigt ist. Bei seiner letzten Unterhandlung in Prag hat er sich von Karl X. überraschen lassen. Die alten Leute gefallen sich in Heimlichkeiten, weil sie nichts mehr zu zeigen haben, das des Zeigens werth wäre. Meinen alten König ausgenommen, wünschte ich, daß man Jeden, der nicht mehr jung ist, ertränkte, mich zuerst mit zwölf meiner Freunde.

In Udine schlug ich den Weg nach Villach ein; ich begab mich über Salzburg und Linz nach Böhmen. Ehe ich die Alpen erreichte, hörte ich Glockengeläute, und sah in der Ebene einen erleuchteten Kirchthurm. Ich ließ den Postillon mit Hülfe eines Deutschen aus Straßburg, den mir Hyacinth als Dolmetscher mitgebracht hatte, befragen. Die Festlichkeit, nach der ich mich erkundigte, geschah wegen eines Priesters, der eben seine Weihen erhalten hatte und am folgenden Tage seine erste Messe lesen sollte. Wie viel Mal werden diese Glocken, welche heute die unlösbare Vereinigung eines Menschen mit Gott verkün-

digen, diesen Mann ins Heiligthum rufen, und wann werden dieselben Glocken über seinem Grabe ertönen?

22. September.

Ich schlief fast die ganze Nacht beim Rauschen der Bergströme, und erwachte erst früh am 22. zwischen Bergen. Die Thäler Kärnthens sind angenehm, haben aber nichts charakteristisches; die Bauern tragen kein besonderes Costüm; einige Frauen tragen Pelze wie die Ungarinnen, andere haben den Kopf mit weißen Tüchern bedeckt, oder tragen Mützen aus blauer Leinwand, am Rande mit einem Wulste aufgeschlagen, die die Mitte halten zwischen dem Turban des Osmanli und der Mütze des Talapoinen.

In Villach wechselte ich die Pferde. Hinter dieser Station führt der Weg durch ein breites Thal am Ufer der Drau hin, eine neue Bekanntschaft für mich. Beim Einbruch der Nacht hätten wir bald im Dorfe St. Paternion anhalten müssen. Der Wagen sollte nämlich geschmiert werden, ein Bauer schraubte aber eine unrechte Schraube an eines der Räder, und zwar mit solcher Gewalt, das man sie nicht wieder herausbringen konnte. Alle geschickten Leute des Dorfes, der Schmied an ihrer Spitze, scheiterten in ihren Versuchen. Ein Knabe von 14 oder 15 Jahren verläßt die Truppe, kommt mit einer Zange wieder, schickt die Arbeiter fort, umgiebt die Schraube mit einem Messingdraht, windet ihn mit seiner Zange zusammen und zieht die Schraube ohne große Anstrengung heraus. Ein allgemeines Hurrah ertönte.

Sollte in diesem Kinde nicht ein neuer Archimedes verborgen sein?

In der Nacht vom 22. zum 23. überstieg ich eine dichte Gebirgsmasse, die mich bis Salzburg begleitete, und doch haben diese Wälle das römische Reich nicht beschützen können. Den 23. Früh 9 Uhr hielt ich in dem hübschen Dorfe St. Michael an. Schöne große Töchter Oesterreichs servirten mir ein sehr reinliches Frühstück in einem kleinen Zimmer, von dessen beiden Fenstern man Wiesen und die Dorfkirche sah. Der die Kirche umgebende Kirchhof war nur durch einen Viehhof von mir getrennt. Hölzerne Kreuze im Halbkreis beschrieben, und an denen Weihkessel hingen, erhoben sich über den Rasen der alten Gräber; fünf noch unberaste Gräber verkündigten fünf neue Ruhestätten. Einige der Gräber waren mit blühenden Goldblumen geschmückt. Kleine Mädchen jagten in diesem Garten der Todten nach Schmetterlingen. Eine sehr alte hinkende Frau ging, auf eine Krücke gestützt, über den Gottesacker mit einem abgefallenen Kreuze: vielleicht erlaubte ihr das Gesetz, dieses Kreuz für ihr Grab sich anzueignen.

Sollte das Kind von Prag hier ohne Kronen nicht sanfter ruhen, als in dem Zimmer des Louvre, wo der Leichnam seines Vaters ausgestellt war?

Mein einsames Frühstück wäre ganz nach meinem Geschmack gewesen, wenn ein Todesfall mich nicht betrübt hätte: Ich hatte das Huhn, welches zu meinem Mahle diente, schreien hören. Armes Hühnchen! Es war so glücklich fünf Minuten vor meiner Ankunft! Es spatzierte unter Kräutern und Blumen einher, lief mitten unter den

vom Gebirge herabgestiegenen Ziegenheerden; diesen Abend hätte es sich mit der Sonne zur Ruhe begeben, und es war noch klein genug, um unter dem Flügel seiner Mutter zu schlafen.

Als der Wagen bespannt war, stieg ich, umgeben von Frauen und begleitet von den Dienern des Gasthofs, wieder ein. Die Leute schienen so glücklich, mich gesehen zu haben, obgleich sie mich nicht kannten und mich nie wieder sehen sollten; sie gaben mir so viele Segenswünsche mit auf den Weg! Ich werde diese deutsche Herzlichkeit nie vergessen. Man begegnet keinem Bauer, der nicht grüßend seinen Hut abnimmt. In Frankreich grüßt man nur den Tod; Unverschämtheit heißt dort Freiheit und Gleichheit; kein Mitgefühl unter den Menschen, wohl aber beneidet man denjenigen, der ein wenig bequem reist, und stemmt den Arm in die Hüften, zu Verwünschungen bereit gegen Jeden, der einen neuen Rock oder ein reines Hemde trägt. Das ist das charakteristische Kennzeichen der nationalen Unabhängigkeit. Dabei bringen wir aber unser Leben in den Vorzimmern zu und lassen uns von einem reich gewordenen Knecht mit Füßen treten.

23. und 24. September 1833.

Der Tauern. — Kirchhof. — Atala: wie sehr verändert. — Salzburg. — Glück der Bauern. — Woknabrück. — Städte Deutschlands und Italiens. — Linz.

Die letzte Bergkette, welche die Provinz Salzburg einschließt, beherrscht das anbaufähige Land. Der Tauern hat Gletscher; seine Hochebene gleicht allen Hochebenen der Alpen, aber besonders der des St. Gotthard. Auf dieser von röthlichem Moose bewachsenen Hochebene erhebt sich ein Calvarienberg, der stets bereite Trost, die ewige Zuflucht der Unglücklichen. Rings um diesen Calvarienberg sind die Opfer begraben, welche im Schnee umkommen.

Welche Hoffnungen hatten die Reisenden, die wie ich durch diese Gegend kamen, als der Sturmwind sie überraschte? Wer sind sie? Wer hat sie beweint? Wie ruhen sie hier, fern von ihren Verwandten und ihrem Vaterlande, wo sie jeden Winter das Brüllen der Orkane hören, deren Hauch sie von der Erde nahm? Aber sie schlafen am Fuße des Kreuzes; Christus, ihr einsamer Gefährte, ihr einziger Freund an dem heiligen Holze befestigt, neigt sich zu ihnen und bedeckt sich mit demselben Reife, der ihre Gräber verhüllt; am Tage des Gerichts wird er sie seinem Vater zuführen und an seinem Busen wieder erwärmen.

Der Steig des Tauern ist lang, schlecht und gefahrvoll, ich war entzückt davon. Er erinnert mich mit seinen Wasserfällen und hölzernen Brücken theils an das Thal

bei Cauterets, theils an den Abfall des Simplon bei Domo d'Ossola; sie führt freilich nicht nach Granada oder nach Neapel. An seinem Fuße findet man keine glänzenden Seen und Orangenbäume; man brauchte sich nicht so viel Mühe zu geben, um an Kartoffelfelder zu kommen. In der Station auf dem halben Wege der Steig befand ich mich in dem Wirthszimmer unter meiner Familie. Atala's Abenteuer schmückten in sechs Kupferstichen die Mauern. Meine Tochter ahnte nicht, daß ich hier vorbeikommen würde, und ich hatte nicht gehofft, mein theures Kind am Ufer eines Waldbaches zu begegnen. Sie war sehr häßlich, sehr alt geworden, sehr verändert, die arme Atala! Auf ihrem Kopfe große Federn und um ihre Hüften ein kurzer, eng anliegender Rock, gleich den wilden Damen des Theaters de la Gaieté. Die Eitelkeit macht aus Allem Geld; ich wurde ganz stolz vor meinen Werken tief in Kärnthen, und hatte große Lust, meinen Wirthen zu sagen: „Ich bin es, der das gemacht hat!“ Ich mußte mich von meiner Erstgeborenen trennen, doch wurde mir die Trennung weniger schwer, als auf der Insel des Ohio.

Bis Werfen zog nichts meine Aufmerksamkeit auf sich, als höchstens die Art, wie man das Grummet trocknen läßt. Man steckt 15 bis 20 Fuß hohe Stangen in die Erde, rollt das Heu darum, doch nicht zu fest, und so trocknet es, indem es schwarz wird. Aus einer gewissen Entfernung sehen diese Säulen wie Cypressen oder wie Trophäen aus, die man zur Erinnerung an die in diesen Thälern gemähten Blumen pflanzt.

24. September, Dienstags.

Deutschland hat sich für meinen Unmuth rächen wollen. In der Salzburger Ebene am Morgen des 24. erschien die Sonne östlich von den Gebirgen, die ich hinter mir ließ und einige Felsspitzen im Abend erleuchteten sich in dem Glanze der aufgehenden Sonne. Auf der halb grünen, halb gepflügten Ebene lag noch das Dunkel der Nacht und wogte ein dünner Nebelschleier, als wollte er die Mühseligkeit des Menschenlebens andeuten. Das Schloß von Salzburg auf der Spitze des Hügels, der die Stadt beherrscht, zeichnete sich in seinen weißen Conturen am blauen Himmel ab: Je höher die Sonne stieg, je mehr erkannte man in dem frischen Duft des Morgennebels die Alleen, die Waldgruppen, die von rothem Backstein gebauten Häuser, die glänzend weiß angestrichenen Hütten, die mittelalterlichen Thürme. Das herbstliche Licht gab dieser Landschaft die bläuliche Farbe der Zeitlosen, die in dieser Jahreszeit blühen und mit denen die Wiesen an der Salza dicht besäet waren. Schaaren von Raben flogen aus ihren Ruinen und ließen sich auf den Brachäckern nieder; ihre dunklen Flügel waren mit einem rosigen Strahl des Morgens geschmückt.

Es war das Fest des heiligen Rupertus, des Schutzpatrons von Salzburg. Die Bäuerinnen, geschmückt nach der Weise ihrer Dörfer gingen zu Markte; ihr blondes Haar und ihre weiße Stirn war mit einer Art goldenem Helm geziert, was diesen deutschen Frauen gut stand. Als ich die reinliche und schöne Stadt durchstrichen hatte, sah ich auf einer Wiese 2 bis 3000 Mann Infanterie aufgestellt; ein General, umgeben von seinem Stabe, ließ sie

die Revue passiren. Diese weißen Linien auf dem grünen Rasen, die im Morgenlichte blitzenden Waffen waren jener Völker würdig, die Tacitus besungen oder vielmehr geschildert hat.

Von Salzburg bis Linz dehnt sich eine fruchtbare Ebene aus, während zur Rechten der Horizont mit Bergen begränzt ist. Nachdem wir den Kreis des heiligen Rupertusfestes überschritten hatten, fanden wir Jedermann in den Feldern, beschäftigt mit den Herbstsaaten und der Kartoffelernte. Diese bäuerliche Bevölkerung war besser gekleidet, höflicher und schien glücklicher als die unsere. Stören wir nicht die Ordnung, den Frieden der angeborenen Tugenden, deren sie sich erfreuen unter dem Vorwande, ihnen politische Güter zu geben, die nicht von Allem auf gleiche Weise erkannt und gefühlt werden. Die ganze Menschheit begreift das Glück des heimischen Heerdes, des Familienlebens, des Wohlstandes, die Einfachheit des Herzens und die Religion.

Ein Unfall, der meinen Wagen betroffen, nöthigte mich, in Woknabrück anzuhalten. Während ich im Gasthof umherging, führte mich eine Hinterthür zu einem Canal. Jenseits dehnten sich Wiesen aus, auf denen rohe Leinewand zum Bleichen ausgespannt war. Ein Bach, der an waldbewachsenen Hügeln hinfloß, diente diesen Wiesen als Gürtel. Ein gewisses Etwas erinnerte mich an das Dorf Plancouet, wo das Glück in meiner Kindheit zu mir gekommen war. Schatten meiner alten Eltern, ich erwartete Euch nicht an diesen Ufern! Ihr nähert euch mir, weil ich mich dem Grabe, eurem Asyle, nähere; dort werden wir uns wiederfinden.

Als ich Woknabbrück verließ, neigte sich der Tag; die Sonne übergab mich den Händen ihres Bruders, bald herrschte der Mond allein, er hatte Lust, die Unterhaltung aus dem Walde von Haselbach wieder anzuknüpfen, aber ich war nicht aufgelegt dazu. Ich zog die Venus vor, die sich um 2 Uhr des Morgens am 25. erhob; sie war schön wie unter jenen Himmelsstrichen, wo ich sie betrachtete und sie auf dem griechischen Meere anrief.

Während ich zur Rechten und Linken eine Menge geheimnißvoller Waldschluchten, Bäche und Thäler ließ, kam ich durch Lambach, Wels und Neuban, kleinen, ganz neu erbauten Städtchen mit Häusern ohne Dächer, nach italienischer Weise. In einem dieser Häuser machte man Musik und junge Frauen waren an den Fenstern. Zu den Zeiten Marbod's ging es nicht so zu.

In den deutschen Städten sind die Straßen breit, schnurgerade, wie die Zelte eines Lagers, oder die Reihen eines Bataillons, die Märkte sind groß und die Waffenplätze geräumig: man bedarf der Sonne und Alles geht öffentlich zu.

In den Städten Italiens sind die Straßen eng und krumm, die Märkte klein, die Waffenplätze beengt; man bedarf des Schattens und Alles geht heimlich vor sich.

In Linz wurde mein Paß ohne Schwierigkeit visirt.

---

24. und 25. September 1833.

Die Donau. — Waldmünchen. — Comburg. — Lucile. — Reisende. — Prag.

Um 3 Uhr Morgens passirte ich die Donau; ich hatte ihr im Sommer gesagt, was ich im Herbste nicht mehr zu sagen fand; sie stand nicht mehr bei denselben Wogen, noch ich bei derselben Zeit. Fern auf meiner linken Seite ließ ich mein gutes Dorf Waldmünchen mit seinen Schweinheerden, dem Hirten und der Bäuerin, die mich über die Achsel ihres Vaters ansah.

Herr und Frau von Bauffremont waren mir einige Stunden voraus und ihnen selbst waren mehrere Royalisten vorausgeeilt: Träger einer Friedensbotschaft. Sie glaubten, die Prinzessin reise ruhig hinter ihnen her und ich folgte ihnen Allen wie die Zwietracht mit neuen Kriegsnachrichten.

Am 26. kam ich mit der sinkenden Nacht in die Waldgegend. Krähen schrieen in der Luft; ihre dichten Schaaren drehten sich über den Bäumen, auf die sie sich niedersetzen wollten. Da ging ich in meine erste Jugend zurück, sah die Krähen des Schloßthurmes von Combourg und glaubte mein Familienleben in dem alten Schlosse wieder aufzunehmen. Erinnerung, du durchschneidest mein Herz wie ein Schwert! Lucile, viele Jahre haben uns getrennt! jetzt, wo die Masse meiner Tage vorüber ist und sich zerstreut, läßt sie mir dein Bildniß klarer sehen.

In der Nacht kam ich nach Tabor; sein mit Arkaden umgebener Marktplatz schien mir unendlich groß; aber das Mondlicht ist trügerisch.

Am 26. Morgens bedeckte uns ein Nebel mit seiner grenzenlosen Einsamkeit. Gegen 10 Uhr glaubte ich zwischen zwei See'en hindurchzugehen: Ich war nur noch einige Stunden von Prag.

Der Nebel stieg. Die Straße von Linz nach Prag führt durch lebhaftere Gegenden, als die von Regensburg. Die Landschaft ist weniger flach. Man sieht Dörfer, Schlösser von hochstämmigen Bäumen umgeben und Teiche: Ich begegnete einer Frau mit einem frommen und ergebenen Gesichte, die unter der Last einer ungeheuern Bürde seufzte; zwei alte Händlerinnen legten einige Aepfel am Rande eines Grabens aus, ein junges Mädchen und ein junger Mann saßen auf dem Rasen, der junge Mensch rauchend, das Mädchen fröhlich am Tage neben ihrem Freund, in der Nacht in seinen Armen; Kinder spielten an der Thür einer Hütte mit Katzen oder führten Gänse auf den Anger; Truthühner im Käfig begaben sich nach Prag wie ich zur Mündigkeitserklärung Heinrich's V., weiterhin blies ein Schäfer auf seinem Horn, während Hyacinth, Baptist, der Cicerone aus Venedig, und meine Excellenz in unserer in Stücke gehenden Kalesche uns schütteln ließen. Das ist das Schicksal des Lebens. Ich möchte keinen Heller um eine bessere geben. Böhmen bot mir nichts Neues; meine Gedanken waren auf Prag gerichtet.

Prag, 29. September 1833.

Am zweiten Tage nach meiner Ankunft in Prag schickte ich Hyacinth als Courier mit einem Schreiben an die Herzogin von Berry, die er nach meiner Berechnung in Triest treffen mußte. Dieser Brief sagte der Fürstin: „daß ich

die königliche Familie nach Leoben abgereist gefunden hätte, daß junge Franzosen angekommen seien, um die Mündigkeit Heinrich's V. zu feiern, der König ihnen aber entschlüpft sei. Ich hätte die Dauphine gesehen, und sie hätten mich eingeladen, mich sofort nach Butschirad zu begeben, wo Carl X. sich jetzt befinde; Mademoiselle hätte ich nicht gesehen, weil sie etwas unwohl gewesen, doch hätte man mich in ihr Zimmer geführt, dessen Fenster dicht verhangen gewesen uud sie hätte mir in der Dunkelheit ihre brennende Hand gereicht und mich gebeten, sie alle zu retten.

„Ich hätte mich nach Budschirad begeben, und daselbst den Herrn von Blacas gesehen und mit diesem über die Mündigkeitserklärung Heinrich's V. gesprochen. Man habe mich dann in das Zimmer des Königs geführt, den ich schlafend gefunden hätte. Als ich ihm darauf das Schreiben der Frau Herzogin von Berry übergeben, hätte er mir gegen meine erhabene Clientin sehr aufgeregt geschienen; übrigens hätte ihm das kleine von mir entworfene Dokument über die Mündigkeit nicht mißfallen."

Der Brief endigte sich mit folgenden Worten:

„Jetzt, gnädigste Frau, darf ich Ihnen nicht verhehlen, daß hier nicht Alles so ist, wie es sein sollte. Unsere Feinde könnten lachen, wenn sie sähen, wie wir uns um eine königliche Würde ohne Königreich, um einen Scepter streiten, der nur der Stab ist, auf dem wir uns bei unserer vielleicht lebenslangen Pilgerschaft stützen. In der Erziehungsweise Ihres Sohnes finde ich Alles zu tadeln, und sehe doch keine Aussicht zu einer Aenderung. Ich kehre in den Kreis der Armen zurück, welche Frau von Chateaubriand ernährt; dort werde ich stets zu Ihren Be-

fehlen sein. Sollten Sie je unumschränkte Gebieterin Heinrich's werden und in dem Glauben beharren, daß dieses kostbare Pfand meinen Händen übergeben werden müsse, so werde ich ebenso glücklich als geehrt ihm den Rest meines Lebens widmen, aber eine so furchtbare Verantwortlichkeit kann ich nur unter der Bedingnng übernehmen, daß ich unter der Leitung Ihres Rathes vollkommen frei in meiner Wahl wie in meinen Gedanken bin und auf einen unabhängigen Boden außerhalb des Kreises der absoluten Monarchieen mich verfügen darf."

In dem Briefe war eine Abschrift meines Entwurfs zu der Mündigkeitserklärung eingeschlossen.

Prag, 30. September 1833.

Frau von Gontaut. — Junge Franzosen. — Die Dauphine. — Reise nach Butschirad.

Mein Brief an die Herzogin von Berry enthielt die allgemeine Thatsache, ging aber auf kein Detail ein.

Als ich Frau von Gontaut, nmgeben von halb gepackten Koffern sah, warf sie sich schluchzend an meinen Hals und rief: „Retten Sie mich, retten Sie uns!" — „Und wovon soll ich Sie retten? Ich komme eben an und weiß von Nichts." Der Hradschin war verlassen, wie die Tuilerien in den Tagen des Juli.

Junge Leute sind eben gekommen, um Heinrich zu seiner Mündigkeit Glück zu wünschen; gegen mehrere ist das

Todesurtheil ausgesprochen, einige wurden in der Vendée verwundet, fast alle sind arm und waren genöthigt, gemeinschaftlich die Reise zu unternehmen, um in Prag ihre Huldigung darbringen zu können. Sofort verschließt ihnen ein Befehl die böhmische Grenze. Diejenigen, welche bis Budschirad gelangen, werden nur nach den größten Anstrengungen empfangen: die Etikette verschließt ihnen den Weg, wie die Kammerherren in St. Cloud die Thür zu dem Kabinet Carl's X. versperrten, während die Revolution durch die Fenster eintrat. Man erklärt diesen jungen Leuten, der König verreise, er werde am 29. nicht in Prag sein. Die Pferde werden bestellt, die königliche Familie packt ein und als die Reisenden endlich die Erlaubniß erhalten, in der Eile ihren Glückwunsch auszusprechen, hört man sie mit Besorgniß an. Man bietet nicht ein Glas Wasser der kleinen treuen Schaar an, man ladet sie nicht zur Tafel des verwaisten Kindes, für das sie eine so weite Reise unternommen hat; sie muß in einem Wirthshaus die Gesundheit Heinrich's trinken. Man flieht vor einer Hand voll Vendéer, wie man sich vor einigen Hundert Julihelden zerstreute.

Und was ist der Vorwand zu dieser eiligen Flucht? Man will der Frau Herzogin von Berry entgegen, man giebt dieser Fürstin ein Stelldichein auf der Landstraße, um ihr verstohlen ihre Kinder zu zeigen. Ist sie nicht sehr strafbar? Sie reklamirt für Heinrich einen leeren Titel. Um sich aus einer so einfachen Lage zu retten, giebt man Oesterreich und Frankreich (wenn Frankreich überall diese Erbärmlichkeiten bemerkt) ein Schauspiel, welches die schon zu sehr herabgesunkene Legitimität zum Gegenstand

der Verzweiflung ihrer Freunde und des Hohnes ihrer Feinde machen könnte.

Die Dauphine fühlt die Uebelstände der Erziehung Heinrich's V. und beklagt sie schmerzlich. In der kurzen Audienz, die sie mir gewährte, hatte sie freilich keine Zeit, mit mir von dem Briefe zu sprechen, den ich ihr unterm 30. Juni von Paris schickte. Sie forderte mich nur auf, die Reise nach Butschirad zu machen. Die Herren Dufougerais und Nugent geleiteten mich zu Carl X., noch an demselben Abend nach meiner Ankunft in Prag. An der Spitze der Deputation junger Leute wollten sie die gegen ihre Präsentation begonnenen Unterhandlungen zu Ende bringen.

Prag, 30. September 1833.

Butschirad. — Schlummer Carl's X. — Heinrich V. — Aufnahme der jungen Leute.

Butschirad ist eine Villa des Großherzogs von Toscana, ungefähr 6 Stunden von Prag auf der Straße nach Carlsbad gelegen. Man gelangt nach Butschirad durch eine dreifache Allee von Apfelbäumen. Die Villa hat durchaus kein imposantes Aeußere; sie gleicht einem hübschen Pachthofe und beherrscht in einer nackten Ebene ein kleines Dörfchen mit einem Kirchthurm. Das Innere der Wohnung ist italienisch: Große Säle ohne Kamin und ohne Oefen. Die Gemächer sind auf eine traurige Weise

mit dem Raube aus Holy-Rood bereichert. Das Schloß Jacob's II., welches Carl X. neu meublirte, hat Butschirad die Lehnsessel und Tapeten geliefert.

Der König hatte das Fieber und lag schon im Bett, als ich am 27. Abends 8 Uhr in Butschirad ankam. Herr von Blacas ließ mich in das Zimmer Carl's X. eintreten. Eine kleine Lampe brannte auf dem Kamine; in dem Schweigen der Nacht hörte ich nur die lauten Athemzüge des 35. Nachfolgers Hugo Capet's. O mein alter König! Dein Schlaf war peinlich; die Zeit und das Unglück saßen auf deiner Brust wie ein schwerer Alp. Ein junger Mann könnte sich dem Bette seiner jungen Gattin nicht mit größerer Liebe nähern, als ich mich, von Ehrfurcht ergriffen, mit leisem Fuße deinem einsamen Lager näherte. Wenigstens war ich kein böser Traum, wie derjenige, der dich erweckte, um deinen Sohn sterben zu sehen. Ich richtete in Gedanken die Worte an dich, die ich laut nicht ohne Thränen hätte aussprechen können: „Der Himmel bewahre dich vor jedem kommenden Uebel! Schlummere in Frieden, in diesen Nächten, die sich deinem letzten Schlummer nähern! Lang genug sind deine Nachtwachen schmerzlich gewesen. Möge dieses Bett des Exils seine Härte verlieren, bis Gott dich heimsucht, der allein dir die fremde Erde leicht machen kann."

Ja, ich hätte freudig all mein Blut hingegeben, um die Legitimität in Frankreich möglich zu machen. Ich hatte mir eingebildet, es sei mit dem alten Königthum, wie mit Aron's vertrocknetem Stabe, der aus dem Tempel zu Jerusalem entführt, wieder grün wurde und Blüthen des Mandelbaums trug, als Zeichen der Erneuerung des Bundes.

Ich bemühe mich keineswegs meinen Schmerz zu ersticken und die Thränen zurückzuhalten, mit denen ich gern die letzte Spur der königlichen Schmerzen verwischen möchte. Die verschiedenen Gefühle, die mich in Bezug auf dieselben Personen bewegen, sind Zeugen der Aufrichtigkeit, mit welcher ich diese Denkwürdigkeiten schreibe. In Carl X, rührt mich der Mensch, während der Monarch meinen Unwillen erregt; ich gebe mich diesen beiden Eindrücken hin, wie sie in mir entstehen, ohne sie zu vereinigen zu suchen.

Am 28. September ließ mich Heinrich V. zu sich rufen. nachdem Carl X. mich in seinem Bette empfangen hatte. Ich hatte nicht verlangt, ihn zu sehen. Ich sagte ihm einige ernste Worte über seine Mündigkeit und über jene loyalen Franzosen, deren Eifer ihm goldene Sporen angeboten hatte.

Uebrigens ist es unmöglich, besser behandelt zu werden, als ich es war. Meine Ankunft hatte Bestürzung verbreitet; man fürchtete den Bericht meiner Reise nach Paris. Deshalb erhielt ich alle möglichen Aufmerksamkeiten; die übrigen wurden vernachlässigt. Meine Gefährten irrten zerstreut, vor Hunger und Durst sterbend, auf den Gängen, Treppen und Höfen umher mitten unter den eiligen Reisezurüstungen der königlichen Bedienung. Man hörte Flüche und lautes Gelächter.

Die österreichischen Soldaten wunderten sich über die schnurrbärtigen Leute in Spielkleidern und hielten sie für französische Soldaten, die sich Böhmens durch einen Handstreich bemächtigen wollten.

Während dieses Sturmes von außen sagte mir Carl X. in seinem Zimmer: Ich habe mich mit einer Verbesserung

der Akte meiner Regierung in Paris beschäftigt. Sie sollen zum Collegen den Herrn von Villèle, den Marquis von Latour-Maubourg und den Canzler erhalten, wie Sie es verlangt haben."

Ich dankte dem König für seine Güte, während ich die Illusionen dieser Welt bewunderte. Wenn die bürgerliche Gesellschaft zusammenbricht, die Monarchieen ihrem Ende entgegen gehen und das Antlitz der Erde sich erneuert, errichtet Carl in Prag eine Regierung in Frankreich nach der Ansicht seines Staatsraths. Spotten wir aber auch nicht zu viel: wer von uns hat keine Chimären? wer von uns zieht nicht keimende Hoffnungen groß? der Spott stände mir namentlich sehr schlecht. Sind denn diese Denkwürdigkeiten, die ich unterwegs niederschreibe, nicht meine Regierung, nach der angehörten Ansicht meiner Eitelkeit? Glaube ich nicht im vollen Ernste zur Zukunft zu sprechen, die so wenig mir zur Verfügung steht, wie Frankreich Carl X.?

Der Cardinal Latil brachte einige Tage bei dem Herzog von Rohan zu, um diesem Getümmel auszuweichen. Herr von Foresta ging mit geheimnißvollem Wesen umher, ein Portefeuille unter seinem Arm; Frau von Bouillée macht mir tiefe Reverenzen mit niedergeschlagenen Augen, die hinter ihren Augenliedern sehen wollten; Herr la Vilette erwartete jeden Augenblick seinen Abschied; von Herrn von Barande, der sich vergeblich schmeichelte, wieder in Gunst zu treten und in einem Winkel Prags sich aufhielt, war keine Rede mehr.

Prag, 28. und 29. September 1833.

Die Leiter und die Bäuerin. — Diner in Butschirad. — Frau von Narbonne. — Heinrich V. — Whistpartie. — Carl X. — Scene der jungen Leute in Prag. — Ich reise nach Frankreich.

Um 3 Uhr war ich frei, man speiste um 6 Uhr. Da ich nicht wußte, was ich anfangen sollte, ging ich in den Alleen der Apfelbäume spatzieren, die der Normandy würdig waren. Die Ernte der Frucht dieser falschen Orangenbäume steigt in guten Jahren bis zum Ertrag von 18,000 Fr. Die Calvillen werden nach England ausgeführt. Man macht keinen Cider daraus; das Biermonopol in Böhmen steht dem entgegen. Ermüdet setzte ich mich auf die Stäbe einer an einen Apfelbaum gelehnten Leiter. Ich war hier im Oeil-de-Boeuf des Schlosses Butschirad oder bei dem Geländer des Staatsrathszimmers. Während ich das Dach anblickte, das die dreifache Generation meiner Könige bedeckte, gedachte ich der Klagen des Arabers Maual: „Hier haben wir unter dem Horizont die Sterne verschwinden sehen, die wir so gern am Himmel unseres Vaterlandes aufgehen sahen.“

Voll von diesen traurigen Gedanken schlief ich ein. Eine sanfte Stimme erweckte mich. Eine böhmische Bäuerin wollte Aepfel pflücken und mit vorgestreckter Brust und erhobenem Kopfe begrüßte sie mich auf slavische Weise mit einem reizenden Lächeln. Ich glaubte von meinem Stengelchen herunterzufallen und sagte ihr französisch: „Du bist recht hübsch, ich danke Dir!“ Ich sah an ihrer Miene, daß sie mich verstanden hatte und stieg von meiner Leiter herab wie einer jener Verurtheilten der Feudalzeiten, der

durch die Gegenwart einer jungen Frau befreit wird. Während ich an die Normandie, an Dieppe, an Fervaques und an das Meer dachte, ging ich wieder nach dem Trianon des Alters Carl's X. zurück.

Man setzte sich zur Tafel, nämlich der Fürst und die Fürstin von Bauffremont, der Herzog und die Herzogin von Narbonne, Herr von Blacas, Herr von Damas, Herr O'Hegerty, ich, der Dauphin und Heinrich V. Ich hätte lieber die jungen Leute als mich dabei gesehen. Carl X. speiste nicht; er pflegte sich, um den folgenden Tag abreisen zu können. Das Bankett war sehr geräuschvoll, Dank dem Geschwätze des jungen Prinzen; er konnte nicht aufhören von seinem Spazierritt, von seinem Pferde, von den tollen Streichen seines Pferdes auf dem Rasen und auf den gepflügten Feldern zu sprechen. Diese Unterhaltung war ganz natürlich und doch betrübte sie mich; ich hätte lieber unsere frühere Unterhaltung über Reisen und Geschichte gehört.

Der König kam und sprach mit mir. Er wünschte mir noch einmal Glück in Bezug auf die Mündigkeitserklärung. Sie gefiel ihm, weil sie die Thronentsagungen als geschehene Dinge bei Seite lassend, keine andere Unterschrift als die Heinrichs erforderte und keine Wunde aufriß. Carl X. meinte, die Erklärung würde noch vor meiner Rückkehr nach Frankreich von Wien zurück sein; ich verbeugte mich mit einem ungläubigen Lächeln. Se. Majestät schlug mich nach seiner Gewohnheit auf die Achsel und fragte: „Chateaubriand, wohin gehen Sie jetzt?" — „Ganz einfältig nach Paris, Sire." — „Nein, nein, nicht so einfältig," erwiderte der König, der mit einer gewis-

sen Unruhe den Grund meines Gedankens zu erforschen suchte.

Man brachte die Journale; der Dauphin bemächtigte sich der englischen Zeitungen; plötzlich übersetzte er unter tiefem Stillschweigen mit lauter Stimme folgende Stelle aus der Times: „Es lebt hier ein Baron von ***, vier Fuß hoch und 75 Jahre alt, der noch eben so frisch ist, wie vor 50 Jahren.“ Darauf schwieg der Fürst.

Der König zog sich zurück; Herr von Blacas sagte mir: „Sie sollten mit uns nach Leoben kommen.“ Der Vorschlag war nicht ernstlich gemeint; auch hatte ich keine Lust, einer Familienscene beizuwohnen. Ich wollte weder Verwandte trennen, noch mich in gefährliche Versöhnungen mischen. Als ich die Aussicht vor mir sah, der Günstling einer der beiden Mächte zu werden, zitterte ich. Die Post schien mir nicht schnell genug, um mich von meinen möglichen Ehrenstellen zu entfernen. Der Schatten des Glücks erschreckt mich, wie der Schatten von Richard's Roß die Philister erschreckte.

Am folgenden Tag, den 28., verschloß ich mich in meinem Gasthof und schrieb eine Depesche an die Herzogin von Berry, mit welcher Hyacinth vor Abend abreiste.

Am 29. besuchte ich den Grafen und die Gräfin von Chotec; ich fand sie ganz verwirrt über den Lärm des Hofes Carl's X. Der Oberstburggraf schickte Staffetten auf Staffetten, um das Verbot aufzuheben, welches die Reisenden an der böhmischen Grenze festhielt. Uebrigens diejenigen, die man in den Straßen Prags sah, hatten nichts von ihrem französischen Charakter verloren; ein Legitimist und ein Republikaner, die Politik abgerechnet,

sind dieselben Menschen: das war ein Lärm, eine Spottsucht, eine Heiterkeit!

In meinem Gasthof wurde ein großes Déjeuner servirt; die Reichen bezahlten für die Armen. Am Ufer der Moldau ließ man beim Champagner Heinrich V. leben, der mit seinem Großvater auf der Landstraße war, aus Furcht, die seiner Krone dargebrachten Toast's zu hören. Um 8 Uhr stieg ich in den Wagen, in der Hoffnung, nie mehr nach Böhmen zurückzukehren.

Vom 19. September bis 6. Oktober 1833.

Begegnung in Schlan. — Carlsbad. — Hollfeld. — Bamberg, Meine verschiedenen Schutzpatrone, — Frankreich.

In Schlan wechselte um Mitternacht vor dem Posthause ein Wagen die Pferde. Als ich französisch sprechen hörte, steckte ich den Kopf aus meiner Kalesche und sagte; „Meine Herren, Sie wollen nach Prag? Sie finden Carl X. nicht mehr dort, er ist mit Heinrich V. abgereist.“ Ich nannte mich. — „Wie, abgereist?“ fragten mehrere Stimmen, „vorwärts Postillon, vorwärts!“

Meine acht Landsleute, die anfangs in Eger aufgehalten wurden, hatten die Erlaubniß zur Fortsetzung ihrer Reise erhalten, aber unter der Begleitung eines Polizeibeamten. Das war ein sonderbares Begegnen. Diener des Thrones und des Altars, abgesandt von der französi=

sischen Legitimität unter der Escorte eines Polizeibeamten. Im J. 1822 sah ich in Verona mehrere Carbonari von Gensdarmen begleitet, vorüberfahren. Was wollen denn die Fürsten? Wen erkennen sie als Freunde? Fürchten sie die zu große Menge ihrer Anhänger? Statt von der Treue gerührt zu werden, behandeln sie die ihrer Krone ergebenen Männer wie Propagandisten und Revolutionäre.

Carlsbad, das ich am 30. September passirte, war verlassen; ein Opernsaal nach gespieltem Stücke. In Hollfeld sah ich weder Mauerschwalbe noch die kleine Büttenträgerin und war darüber betrübt. So ist meine Natur. Ich idealisire die wirklichen Personen und personificire die Träume, indem ich Materie und Geist versetze. Ein kleines Mädchen und ein Vogel vermehren jetzt die Masse der Wesen meiner Schöpfung, von denen meine Phantasie bevölkert ist, gleich jenen Ephemeren, die im Strahl der Sonne leben. Doch Verzeihung, ich spreche von mir, ich bemerke es zu spät.

Da ist Bamberg. Padua erinnerte mich an Titus Livius; in Bamberg fand der Pater Horrion den ersten Theil des dritten und des dreißigsten Buches des römischen Geschichtsschreibers wieder auf. Während ich in der Vaterstadt des Joachim Camerarius und des Clavius zu Abend aß, kam der Bibliothekar der Stadt, um mich meiner Berühmtheit wegen, der ersten der Welt seiner Meinung nach, zu begrüßen, was mich bis in das Mark meiner Gebeine erfreute. Dann eilte ein bayerischer General herbei und an der Thür des Gasthofs umgab mich eine große Menge Menschen, als ich wieder in den Wagen stieg. Eine junge Frau war auf einen Eckstein getreten

und lachte. „Lachen Sie über mich?“ fragte ich sie. — „Nein,“ antwortete diese französisch mit deutschem Accent; weil ich so zufrieden bin!“

Vom 1. bis 4. October sah ich die Orte wieder, die ich schon drei Monate vorher gesehen hatte. Am 4. kam ich an die französische Grenze. Das Fest des heiligen Franciscus ist für mich alle Jahr ein Tag der Gewissensprüfung. Ich richte meine Blicke in die Vergangenheit und frage mich, wo ich an jedem vorhergehenden Feste war und was ich that. Dies Jahr 1833 findet mich das Fest meines Schutzpatrons unterwegs. Ich bemerke am Rande des Weges ein Kreuz; es steht in einer Gruppe Bäume, welche auf den gekreuzigten Gottmenschen schweigend einige verdorrte Blätter fallen lassen. Vor 27 Jahren brachte ich das Fest des heiligen Franciscus am Fuße des wirklichen Golgatha zu.

Ich sollte ein Glück darin sehen, am Tage des Festes meines Schutzpatrons den französischen Boden betreten zu haben, aber habe ich denn ein Vaterland? Habe ich in diesem Vaterlande jemals einen Augenblick Ruhe genossen? Am 6. Oktober des Morgens traf ich in meinem Krankenhause wieder ein. Das stürmische Wetter vom Franciscustage herrschte noch. Meine Bäume, die keimende Zuflucht der von meiner Frau aufgenommenen Unglücklichen beugten sich unter dem Zorn meines Schutzpatrons. Am Abend sah ich durch die ästigen Ulmen meines Boulevards die Straßenlaternen hin und herschwanken, deren halb erloschenes Licht flackerte, wie die kleine Lampe meines Lebens.

Durchgesehen im Juni 1847.

Allgemeine Politik des Augenblicks. — Ludwig Philipp.

Paris, Rue d'Enfer 1837.

Wenn ich von der Politik der Legitimität zur allgemeinen Politik übergehe und wieder lese, was ich über dieselbe in den Jahren 1831, 1832 und 1833 veröffentlicht habe, so sind meine Ahnungen ziemlich richtig gewesen.

Ludwig Philipp ist ein Mann von Geist, dessen Zunge durch einen Strom von Gemeinplätzen in Bewegung gesetzt wird. Er gefällt Europa, das uns vorwirft, seinen Werth nicht zu erkennen; England sieht mit Vergnügen, daß wir ebenfalls einen König abgesetzt haben; die anderen Fürsten geben die Legitimität auf, weil sie ihnen nicht gehorsam war, Philipp hat die Menschen beherrscht, die in seine Nähe gekommen sind; er hat mit seinen Ministern gespielt, hat sie genommen, fortgeschickt, wieder genommen und wieder fortgeschickt, nachdem er sie compromittirt hatte, wenn jetzt etwas compromittiren kann.

Philipp's Ueberlegenheit ist begründet, aber nur relativ. Man stelle ihn in eine Zeit, wo die Gesellschaft noch einiges Leben hat, und seine Mittelmäßigkeit wird ans Licht treten. Zwei Leidenschaften vernichten seine guten Eigenschaften: seine ausschließliche Liebe für seine Kinder und seine unersättliche Begier, sein Vermögen zu vergrößern; über diese beiden Punkte wird er nie klar sehen.

Philipp hat kein Gefühl für die Ehre Frankreichs, wie es die ältere Linie der Bourbons hatte; er bedarf der Ehre nicht, er fürchtet nur die Volksaufstände, wie sie die näch-

sten Verwandten Ludwig's XVI. fürchteten. Das Verbrechen seines Vaters schützt ihn; der Haß lastet nicht auf ihm: er ist ein Schuldgenosse, nicht ein Opfer.

Philipp hat recht gut die Erschlaffung der Zeit und die Gemeinheit der Menschen erkannt, und hatte es sich ganz bequem gemacht. Einschüchternde Gesetze haben die Freiheiten unterdrückt, wie ich es in meiner letzten Rede in der Pairskammer vorausgesagt hatte, und Niemand hat sich dagegen aufgelehnt. Man hat die Willkür gebraucht, in der Straße Transnonain gewürgt, in Lyon mit Kartätschen geschossen und zahlreiche Preßprozesse begonnen; man hat Bürger verhaftet, sie Monate und Jahre lang im Gefängniß gehalten, und Alles hat dem Beifall gegeben. Das erschlaffte Land hat Alles geduldet. Es giebt kaum einen Menschen, den man nicht mit sich selbst in Widerspruch setzen könnte. Von Jahr zu Jahr, von Monat zu Monat haben wir das Gegentheil von dem gesagt, geschrieben und gethan, was wir gesagt, geschrieben und gethan haben. Weil wir zu oft erröthen mußten, erröthen wir nicht mehr, und unsere Widersprüche haben sich so vervielfältigt, daß sie unserem Gedächtniß ganz entschwinden. Um ein Ende zu finden, behaupten wir keck, wir hätten niemals geändert oder die Aenderung unserer Meinung sei nur die Folge der fortschreitenden Umgestaltung unserer Ideen und unseres, durch die Zeit aufgeklärten Verstandes. Die überstürzenden Ereignisse haben uns so schnell gealtert, daß, wenn man uns unsere Thaten aus einer vergangenen Zeit ins Gedächtniß zurückruft, wir glauben, man spräche von einem ganz anderen Menschen.

Philipp ist nicht, wie der ältere Zweig der Bourbons,

der Meinung gewesen, daß es zum Herrschen nothwendig sei, in jedem Dorfe zu dominiren; er hat geglaubt, es reiche hin, Herr von Paris zu sein, und wenn er jemals seine Hauptstadt zu einem Kriegsplatze machen könnte, mit einer Besatzung von 60,000 Prätorianern, so sei er vollkommen in Sicherheit. Europa würde ihn daran nicht hindern, weil er die Fürsten überreden könnte, daß es in der Absicht geschehe, die Revolution in ihrer Wiege zu ersticken, wobei er als Pfand die Freiheiten, die Unabhängigkeit und die Ehre Frankreichs in die Hände des Auslandes legt. Philipp ist ein Polizeisoldat. Europa kann ihm ins Gesicht spucken, er trocknet sich ab, dankt und zeigt sein Patent als König. Auch ist er der einzige Fürst, den die Franzosen jetzt zu ertragen fähig sind. In der Herabwürdigung als gewähltes Haupt liegt seine Stärke; wir finden für den Augenblick in seiner Person, was unseren monarchischen Gewohnheiten und unserer demokratischen Neigung genügt; wir gehorchen einer Macht, die wir das Recht zu haben glauben, zu beschimpfen; das ist die einzige Freiheit, die wir bedürfen. Auf den Knieen liegend, ohrfeigen wir unseren Herrn, und stellen so das Privilegium zu seinen Füßen und die Gleichheit auf seiner Wange wieder her. Schlau und pfiffig, ein Ludwig XI. des philosophischen Zeitalters, führt der Monarch unserer Wahl seine Barke ganz geschickt auf einem flüssigen Morast. Der älteste Zweig der Bourbons ist vertrocknet, mit Ausnahme einer einzelnen Knospe; der jüngere Zweig ist verfault. Der im Stadthaus gewählte König hat nie an etwas anderes gedacht, als an sich selbst; er opfert die Franzosen seiner angeblichen Sicherheit auf. Wenn man über das-

jenige nachdenkt, was der Größe des Vaterlandes ziemen könnte, so vergißt man die Natur des Fürsten. Er ist überzeugt, daß er durch die Mittel, die Frankreich retten könnten, untergehen müßte; denn seiner Meinung nach würde das den König tödten, was der königlichen Würde neues Leben gebe. Uebrigens hat Niemand das Recht, ihn zu verachten, denn Jedermann trägt dieselbe Schmach. Doch, welches Glück er auch als sein letztes Ziel vor sich sehen mag, weder er noch seine Kinder werden glücklich sein, weil er die Völker aufgiebt, von denen er alles hat. Auf der anderen Seite werden auch die legitimen Könige fallen, weil sie die legitimen Könige aufgeben: man verläugnet nicht unbestraft sein Prinzip. Wenn die Revolutionen für einen Augenblick von ihnen abgehalten worden sind, so werden sie deshalb nicht weniger den Strom vergrößern, der das alte Gebäude der Legitimität unterwühlt. Niemand hat seine Rolle gespielt, Niemand wird gerettet werden.

Weil unter uns keine Macht unverletzlich ist, weil der erbliche Thron viermal seit 38 Jahren gefallen ist, weil das königliche Diadem zweimal von dem Haupte Napoleon's sich gelöst hat, und die Souveränetät des Juli unaufhörlich angegriffen wird, so muß man daraus schließen, daß nicht die Republik, sondern die Monarchie unmöglich ist.

Frankreich wird von einer, dem Throne feindlichen Idee beherrscht. Ein Diadem, dessen Autorität man anfangs anerkennt, darauf mit Füßen tritt, dann wieder aufnimmt, um es von Neuem mit Füßen zu treten, ist nur ein nutzloses Spielwerk und ein Symbol der Unordnung.

Man giebt Menschen einen Herrn, die ihn durch ihre Erinnerungen zu rufen scheinen, und die ihn durch ihre Sitten nicht mehr ertragen; man zwingt ihn Generationen auf, die nach dem Verlust der socialen Mäßigung und Decenz nur die königliche Person zu beschimpfen oder die Achtung durch sklavische Unterwerfung zu ersetzen wissen.

Philipp kann vielleicht sein Geschick verzögern, aufhalten nicht. Die demokratische Partei ist allein im Fortschritt, weil sie einer künftigen Welt entgegen geht. Diejenigen, welche die allgemeinen Ursachen der Zerstörung als die monarchischen Prinzipien nicht anerkennen wollen, erwarten vergeblich die Befreiung von dem gegenwärtigen Joch von einer Bewegung der Kammern; diese werden für die Reform nicht stimmen, weil sie ihr Tod wäre. Die Opposition dagegen, welche industriell geworden ist, wird niemals dem König ihrer Schöpfung den Todesstoß beibringen, wie sie es Karl X. gethan hat, sie bewegt sich uur, um Stellen zu haben, sie klagt, sie ist unleidlich; aber wenn sie Philipp gegenüber steht, so weicht sie zurück, denn sie will wohl die Leitung der Geschäfte haben, aber nicht umstürzen, was sie geschaffen und wodurch sie lebt. Zwei Schrecknisse hemmen ihren Lauf: Die Furcht vor der Rückkehr der Legitimität und die Furcht vor der Volkswirthschaft; sie klammert sich an Philipp, den sie nicht liebt, in dem sie aber ein Präservativ sieht. Mit Aemtern und Geld vollgestopft, gehorcht die Opposition wider ihren Willen dem, was sie als verhängnißvoll kennt, und schlummert im Schlamme ein; das ist das durch die Industrie der Jahrhunderte erfundene Ruhelager; es ist nicht so angenehm wie das andere, aber wohlfeiler.

Trotz alledem wird die fürstliche Würde, mag sie nun einige Monate oder einige Jahre dauern, die unwiderrufliche Zukunft nicht verändern. Fast Jedermann findet jetzt die Legitimität der Usurpation vorzuziehen, sowohl in Bezug auf die Sicherheit, die Freiheit und das Eigenthum, als in Bezug auf das Ausland, denn das Prinzip unserer jetzigen Regierung ist dem Prinzip der europäischen Regierung feindlich. Man hat gesagt, der Herzog von Orleans hätte die Krone nicht zurückweisen können, ohne Frankreich in furchtbare Verwirrung zu stürzen. Das können nur feige Narren und Schurken sagen. Conflicte wären freilich ausgebrochen, aber ihnen würde die Rückkehr zur Ordnung schnell gefolgt sein. Was hat denn Philipp für das Land gethan? Wäre mehr Blut vergossen worden in Folge seiner Weigerung, als in Folge seiner Annahme des Thrones geflossen ist in Paris, Lyon, in der Vendée? Hat Philipp uns als Ersatz für all dieses Unglück die Freiheit gegeben? Hat er uns Ruhm gebracht? Er hat seine Bestätigung bei den Großmächten Europas zusammengebettelt, hat Frankreich zur Magd Englands gemacht und hat das Jahrhundert mit sich alt werden lassen, weil er sich mit dem Jahrhundert nicht verjüngen wollte.

Warum vermählte er seinen ältesten Sohn nicht mit einer schönen Plebejerin seines Vaterlandes? Dadurch hätte er sich Frankreich vermählt, und diese Vermählung des Volkes mit dem Königthum würde die Könige zur Reue gezwungen haben. Denn diese Könige, welche Philipp's Unterwerfung schon gemißbraucht haben, werden sich mit dem Erhaltenen nicht begnügen. Der Fürst der

Barrikaden wird auch die Freiheit der Presse vernichten und unsere constitutionellen Institutionen unterdrücken müssen.

Ich habe es hundertmal gesagt und ich wiederhole es noch, die alte bürgerliche Gesellschaft stirbt. Um an dem Bestehenden das geringste Interesse zu nehmen, bin ich weder gutmüthig, noch Schwindler genug, und auch in meinen Hoffnungen noch nicht genug herabgekommen. Frankreich, die reifste der gegenwärtigen Nationen, wird wahrscheinlich zuerst untergehen. Es ist möglich, daß die älteren Bourbons, denen ich bis in den Tod anhängen werde, jetzt nicht einmal einen dauernden Schutz in der alten Monarchie finden könnten. Nie haben die Nachfolger eines geopferten Monarchen lange nach ihm sein zerrissenes Gewand getragen. Beide Theile mißtrauen einander. Der Fürst wagt nicht mehr, der Nation zu vertrauen, und die Nation glaubt nicht mehr, daß die wiedereingesetzte Familie ihr verzeihen könne. Ein zwischen einem Volk und einem König errichtetes Schaffot hindert sie, sich zu sehen: es giebt Gräber, die sich niemals schließen.

Aber ist es glaublicher, daß die Nachkommen Philipp's gegründetere Aussicht haben zu herrschen, als Heinrich V.? Man mag immerhin die politischen Ideen verschiedenartig verknüpfen, die moralischen Wahrheiten bleiben unveränderlich. Es giebt unvermeidliche, belehrende, gebietende, rächende Reactionen. Der Monarch, der uns zur Freiheit führte, Ludwig XVI., mußte in seiner Person den Despotismus Ludwig's XIV. und die Verderbniß Ludwig's XV. büßen; und man könnte zugeben, daß Ludwig Philipp

oder seine Nachkommen nicht die Schuld der Entsittlichung der Regentschaft bezahlen müßten? Wurde diese Schuld nicht von Neuem durch Egalité vergrößert, und hat Philipp, sein Sohn, nicht die väterliche Schuld vermehrt, als er, ein ungetreuer Vormund, sein Mündel entthronte? Egalité hat durch den Verlust seines Lebens nichts gut gemacht; die Klagen des Sterbenden löschen keine Schuld aus; sie heben nur die Brust, das Gewissen hat mit ihnen nichts zu thun. Könnte die Familie Orleans mit dem Rechte der Laster und Verbrechen ihrer Vorfahren regieren, wo wäre dann die Vorsehung? Wir täuschen uns nur, indem wir die ewigen Rathschläge nach dem Maße unseres kurzen Lebens messen. Wir vergehen zu schnell, als daß die göttliche Strafe sich stets in dem kurzen Momente unseres Daseins zeigen könnte. Die Strafe kommt dennoch zur bestimmten Stunde; sie findet den ersten Strafbaren nicht, aber sein Geschlecht, das zum Handeln Raum läßt.

Erhebt man sich zur allgemeinen Weltordnung, so ist die Herrschaft Ludwig Philipp's, wie lang sie auch dauern mag, nur eine Anomalie, nur eine augenblickliche Unterbrechung der dauernden Gesetze, der Gerechtigkeit. Diese Gesetze werden im beschränkten und relativen Sinne verletzt, aber im unbeschränkten und allgemeinen Sinne aufrecht erhalten. Läßt der Himmel scheinbar Gräuel zu, so muß man daraus eine höhere Folge ziehen und den christlichen Beweis der Vernichtung des Königthums daraus ableiten. Diese Vernichtung und nicht eine persönliche Züchtigung wird die Buße des Todes Ludwig XVI. sein. Niemand wird nach diesem Gerechten das Diadem sich

wieder aufsetzen können. Napoleon der Große und Karl X. der Fromme geben Zeugniß davon. Um die Krone vollends verhaßt zu machen, mußte es dem Sohn des Königsmörders erlaubt sein, einen Augenblick als falscher König auf dem blutigen Bette des Märtyrers zu ruhen.

Uebrigens werden alle diese Vernunftschlüsse, so gerecht sie sein mögen, nie meine Treue gegen meinen jungen König erschüttern. Sollte ich auch allein in Frankreich ihm übrig bleiben, ich werde stets stolz sein, der letzte Unterthan desjenigen gewesen zu sein, welcher der letzte König sein sollte.

Thiers.

Die Julirevolution hat ihren König gefunden; hat sie auch ihren Repräsentanten gefunden? Ich habe zu verschiedenen Zeiten die Männer geschildert, welche von 1789 bis zu diesem Tage auf dem öffentlichen Schauplatz aufgetreten sind. Diese Männer gehörten mehr oder weniger dem ehemaligen Menschengeschlechte an; man hat einen Maßstab, um sie zu messen. Die jetzigen Generationen gehören nicht mehr der Vergangenheit. Studirt man sie mit dem Mikroskop, so scheinen sie nicht lebensfähig, und doch verbinden sie sich mit Elementen, in welchen sie sich bewegen, und finden eine Luft zum Athmen geschaffen, die man nicht ertragen kann. Die Zukunft wird vielleicht

Formeln finden, um die Gesetze des Daseins dieser Wesen zu berechnen; die Gegenwart hat kein Mittel, ihren Werth zu schätzen.

Ohne also die veränderte Art erklären zu können, bemerkt man hie und da einige Individuen, die man fassen kann, weil eigenthümliche Fehler, ohne deutliche Eigenschaften sie aus der Menge hervorheben. Herr Thiers z. B. ist der einzige Mann, den die Julirevolution hervorgebracht hat. Er ist der Gründer einer Schule, welche den Terrorismus bewundert, und gehört dieser Schule selbst an. Wenn die Schreckensmänner, diese Gottesläugner nnd von Gott Verlassenen, so große Männer waren, so müßte das Gewicht ihres Urtheils einige Geltung haben; aber diese Männer, die sich selbst zerfleischten, erklären, daß die Partei, die sie erwürgten, eine Partei von Schurken ist. Man sehe, was Frau Roland von Condorcet sagt, was Barbaroux, der Haupturheber des 10. August, von Marat denkt, was Desmoulins gegen St. Just schreibt. Soll man Danton nach Robespierre's Meinung oder Robespierre's Meinung nach Danton's Meinung abschätzen? Wenn die Männer des Convents eine so armselige Meinung von einander haben, wie kann man von ihnen besser denken, ohne die ihnen schuldige Achtung zu verletzen?

In seinem Materialismus bemerkt der Jakobinismus nicht, daß der Terrorismus sein Ziel verfehlt hat, weil er die Bedingungen seines Lebens nicht erfüllen konnte. Er hat sein Ziel nicht erreichen können, weil er nicht genug Köpfe fallen lassen konnte; er hätte 4 oder 500,000 mehr bedurft, aber die Zeit fehlte für die Aus-

führung dieser großartigen Schlächtereien, und es bleiben nur unvollendete Verbrechen, deren Frucht man nicht ernten konnte, da die letzte Sonne des Gewitters sie nicht zu reifen vermochte.

Das Geheimniß der Widersprüche der Männer unserer Zeit liegt in dem Mangel eines festen Prinzips und in der Verehrung der Kraft. Der Unterliegende ist strafbar und hat kein Verdienst, wenigstens das Verdienst nicht, welches sich mit den Ereignissen verknüpft. Hinter den liberalen Phrasen der Verehrer des Schreckens darf man nur das sehen, was sich darunter verbirgt: den vergötterten Erfolg. Verehrt den Convent nur, wie man einen Tyrannen verehrt. Ist er gestürzt, so geht mit eurem Gepäck an Freiheiten zum Direktorium, dann zu Bonaparte über, und zwar ohne eure Umwandlung gewahr zu werden, ohne daß ihr glaubt, euch geändert zu haben. Die Girondisten, eine feige Partei, die zu Gunsten Ludwig's XVI. sprachen und doch für seine Hinrichtung stimmten, zeigten sich freilich bewunderungswürdig auf dem Schaffot; aber wer that das damals nicht? Die Frauen zeichneten sich damals durch ihren Heldenmuth aus, die jungen Mädchen von Verdun bestiegen den Altar wie Iphigenia; die Handwerker, über die man weislich schweigt, diese Plebejer, unter welchen der Convent eine so reiche Ernte hielt, trotzten dem Eisen des Henkers eben so entschlossen, wie unsere Grenadiere dem Eisen des Feindes. Für einen Priester und einen Adeligen opferte der Convent tausende von Arbeitern aus den untersten Klassen des Volks, dessen man f=eilich niemals sich erinnern will.

Rühmt sich Herr Thiers seiner Prinzipien? Keines=

wegs. Er hat die Hinrichtungen in Masse verherrlicht, und würde auf eben so erbauliche Weise die Menschlichkeit predigen; er gab sich für einen Fanatiker der Freiheiten aus, und hatte Lyon unterdrückt, in der Straße Transnonain das Volk erschießen lassen und die Septembergesetze gegen Alle aufrecht erhalten. Wenn er dies jemals liest, wird er es für ein Lob annehmen.

Als Präsident des Ministerraths und Minister der auswärtigen Angelegenheiten rühmt Herr Thiers die diplomatischen Intriguen der Schule Talleyrand's; er setzt sich der Gefahr aus, für einen plumpen Spaßmacher gehalten zu werden, in Folge seines erbärmlich nachgemachten Ernstes und Schweigens. Man kann den Ernst und die Größe der Seele verachten, aber man darf es nicht sagen, ehe man die unterjochte Welt zur Theilnehmerin der Orgien von Grand-Vaux gemacht hat.

Uebrigens verbindet Herr Thiers mit gemeinen Sitten einen erhabenen Instinkt. Während die noch lebenden Reste der Feudalzeit sich zu Verwaltern ihrer Güter machen, reist Herr Thiers als ein neuer Atticus, und kauft unterwegs Kunstgegenstände, und läßt die Verschwendung der alten Aristokratie wieder aufleben. Das ist eine Auszeichnung, aber wenn er mit gleicher Leichtigkeit säet, als er erntet, so sollte er sich mehr gegen seine alten Gewohnheiten in Acht nehmen. Achtung ist eines der Erfordernisse der öffentlichen Person.

Bewegt von seiner quecksilbernen Natur, hat Herr Thiers den Anspruch gemacht, die Anarchie in Madrid zu tödten, die ich 1823 niedergeworfen hatte, ein um so

kühnerer Plan, als Herr Thiers dabei die Ansicht Ludwig Philipp's zu bekämpfen hatte. Er kann sich für einen Bonaparte halten; er kann glauben, seine Feder sei eine Verlängerung des Napoleonischen Degens; er kann sich einreden, ein großer General zu sein und von der Eroberung Europas träumen, weil er sehr zur Unzeit Napoleon's Asche wiederkommen läßt. Ich gebe das Alles zu, und behaupte nur in Bezug auf Spanien, daß Herr Thiers sich in seiner Verrechnung täuschte; denn er hätte durch eine Besetzung Spaniens 1836 seinen König ins Verderben gestürzt, während ich den meinigen 1823 rettete. Das Wesentliche ist also, was man thun will, zur rechten Zeit zu thun. Es giebt zwei Gewalten: die Gewalt der Menschen und die Gewalt der Dinge; treten diese einander entgegen, so geschieht nichts. Jetzt würde Mirabeau Niemand aufregen, obgleich seine Sittenverderbniß ihm nichts schaden würde; denn gegenwärtig wird Niemand seiner Laster wegen verschrieen, höchstens seiner Tugenden wegen.

Uebrigens erkenne ich in Herrn Thiers einen gewandten, feinen, schnellen Geist, vielleicht den Erben der Zukunft, der Alles begreift, nur nicht die Größe, welche aus der moralischen Ordnung hervorgeht. Ohne Eifersucht, ohne Kleinlichkeit und ohne Vorurtheil erhebt er sich über den dunkeln und schmutzigen Grund der Mittelmäßigkeiten der Zeit. Sein außerordentlicher Stolz ist noch nicht gehässig, weil er nicht in der Verachtung Anderer besteht. Herr Thiers hat große geistige Hülfsmittel, Mannigfaltigkeit und glückliche Talente; er kümmert sich wenig um die Verschiedenheit der Meinung, trägt nicht nach, fürchtet nicht, sich zu compromittiren, läßt jedem Menschen

Gerechtigkeit wiederfahren in Bezug auf seinen Werth, wenn auch nicht in Bezug auf seine Redlichkeit oder auf das, was er denkt; doch würde ihn das nicht verhindern, uns Alle vorkommenden Falles erwürgen zu lassen. Herr Thiers ist nicht, was er sein kann; die Jahre werden ihn modificiren, wenn die anschwellende Eigenliebe sich nicht dem widersetzt. Wenn sein Kopf aushält und er nicht plötzlich hinweggerissen wird, so werden die öffentlichen Angelegenheiten in ihm noch ungeahnte Vorzüge enthüllen. Er muß schnell wachsen oder sinken.

Herr Thiers hat schon Mangel an Entschlossenheit gezeigt, als er das Schicksal der Welt in seinen Händen hielt. Hätte er den Befehl gegeben, die englische Flotte anzugreifen, so wäre unser Sieg gesichert gewesen, da wir damals die Uebermacht im mittelländischen Meere besaßen, und die im Hafen von Alexandria vereinigte türkische und ägyptische Flotte zu unserer Unterstützung herbeigekommen wäre. Ein Sieg über England hätte Frankreich elektrisirt. Man hätte sofort 150,000 Mann gefunden, um in Bayern einzubrechen und sich auf irgend einen Punkt in Italien zu werfen, wo nichts zur Abwehr eines Angriffs gerüstet war. Die Welt konnte noch einmal ein anderes Antlitz erhalten. Ob unser Angriff gerecht war, ist eine andere Frage; aber wir hätten Europa fragen können, ob es gerecht gegen uns gewesen wäre in den Verträgen, durch welche Rußland und Deutschland übermäßig vergrößert wurden, während Frankreich nur seine früheren Grenzen zurück erhielt. Wie dem auch sei, Herr Thiers wagte nicht, seine letzte Karte auszuspielen, und wir sind unter die Füße Europas gesunken. Eine solche Gelegenheit,

uns zu erheben, wird sich vielleicht in langer Zeit nicht wieder darbieten.

Endlich hat Herr Thiers zur Rettung seines Systems Frankreich auf einen Raum von 15 Stunden beschränkt, den er rings von Festungen hat umgeben lassen; wir werden wohl sehen, ob Europa recht hat, über diese Kinderei des großen Denkers zu lachen.

Aber fortgerissen von meiner Feder, habe ich einem Manne, dessen Zukunft nicht einmal gewiß ist, mehr Seiten gewidmet, als Personen, deren Gedächtniß gesichert ist. Das ist das Unglück eines zu langen Lebens. Ich bin in eine Epoche der Dürre gekommen, wo Frankreich nur jammervolle Generationen sich bewegen sieht. Diese Denkwürdigkeiten verlieren an Interesse, je mehr sie der Neuzeit angehören, und werden sich, ich fürchte sehr, wie die Töchter des Achelous endigen.

Lafayette.

Wenn auch zufällig sich noch irgend etwas Großes hienieden zeigen sollte, unser Vaterland wird am Boden bleiben. Eine sich auflösende Gesellschaft kann nichts mehr hervorbringen; selbst ihre Verbrechen sind todtgeboren. Die Zeit, in die wir eintreten, gleicht einem Leinpfad, auf welchem verurtheilte Generationen die Welt zu einer unbekannten Welt hinziehen.

In diesem Jahre 1834 ist Herr de Lafayette gestorben.

Ich wäre früher ungerecht gegen ihn gewesen, wenn ich von ihm gesprochen hätte; ich hätte ihn als eine Art Dummkopf mit doppeltem Gesichte und doppeltem Rufe dargestellt. Mehr als vierzig Jahre waren nöthig, damit man in Herrn Lafayette Eigenschaften erkannte, die man ihm hartnäckig verweigert hatte. Auf der Rednerbühne drückte er sich mit Leichtigkeit und Anstand aus. Kein Flecken haftet an seinem Leben: er war leutselig, gefällig und edel. Unter dem Kaiserreich lebte er still für sich, unter der Restauration bewahrte er nicht dieselbe Würde. Er erniedrigte sich so weit, daß er sich den Chef der Carbonari und der kleinen Verschwörungen nennen ließ und war glücklich genug, der Justiz in Belfort wie ein gemeiner Abenteurer zu entgehen. Während der Revolution hielt er sich von den Todtschlägern fern, bekämpfte sie mit bewaffneter Hand und wollte Ludwig XVI. retten, aber während er die Metzeleien verabscheute, und sogar vor ihnen die Flucht ergreifen mußte, fand er doch Lobsprüche für Auftritte, wo man einige Köpfe an der Spitze von Pieken herumtrug.

Herr de Lafayette hat sich erhoben, weil er gelebt hat; es giebt einen Ruf, der durch den Tod noch glänzender wird, indem er die Talente in der Jugend festhält; ein anderer Ruf kommt im Alter, ein spätes Kind der Zeit; nicht groß an sich selbst, wird er es durch die Revolution, in deren Mitte der Zufall ihn gesetzt hat. Der Träger dieses Rufes mischt sich, weil er eben da ist, in Alles; sein Name wird zum Panier für Alles. Herr de Lafayette wird ewig die Nationalgarde sein. Durch eine sonderbare Wirkung stand das Resultat seiner Handlungen häufig im Widerspruch mit seinen Gedanken. Als Royalist stürzte

er 1789 einen achthundertjährigen Thron; als Republikaner schuf er 1830 den Thron der Barrikaden: er hat Philipp die Krone gegeben, die er Ludwig XVI. entrissen hatte. Eng verschmolzen mit den Ereignissen, wird man sein Bild, wenn die Fluthen unseres Unglücks sich gesetzt haben werden, in die revolutionäre Masse eingedrückt sehen. Seine Huldigung in den Vereinigten Staaten hat ihn eigenthümlich erhöht; ein Volk, das sich erhob, um ihn zu grüßen, hat ihn mit dem Glanze seines Dankes bedeckt. In der neuen Welt hat Herr de Lafayette zur Bildung einer neuen Gesellschaft beigetragen, in der alten Welt zur Vernichtung einer alten Gesellschaft: die Freiheit feiert ihn in Washington, die Anarchie in Paris.

Herr de Lafayette hatte nur einen Gedanken und glücklicherweise war dieser der des Jahrhunderts. Die Stetigkeit dieses Gedankens hat ihm die Herrschaft gegeben; er diente ihm als Scheuleder (oeillère); er hinderte ihn zur Rechten oder zur Linken zu sehen; er schritt festen Muthes auf einer einzigen Linie hin; er ging ohne zu fallen zwischen Abgründen hin, nicht weil er sie sah, sondern weil er sie nicht sah; die Blindheit vertrat bei ihm die Stelle des Genie's: Alles Stetige ist verhängnißvoll und das Verhängnißvolle ist mächtig.

Ich sehe Herrn Lafayette noch, wie er sich 1790 an der Spitze der Nationalgarde über die Boulevards nach dem Faubourg Saint Antoine begab; am 22. Mai 1834 sah ich ihn in seinem Sarge, auf denselben Boulevards. In dem Leichenzuge bemerkte man eine Truppe Amerikaner, jeder eine gelbe Blume im Knopfloche. Herr de Lafayette hat aus den Vereinigten Staaten eine Quantität Erde

kommen lassen, hinreichend, um ihn in seinem Grabe zu bedecken, aber seine Absicht ist nicht erfüllt worden. Im entscheidenden Augenblicke vergaß er seine politischen Träume, wie den Roman seines Lebens und wünschte in Picpus neben seiner tugendhaften Frau zu ruhen. Der Tod bringt Alles wieder in Ordnung.

Ich war unter der Menge am Eingang der Straße Grange-Batelière, als der Leichenzug des Herrn von Lafayette vorüberzog. Am Boulevard hielt der Leichenwagen und ein vorüberziehender Sonnenstrahl vergoldete den darauf liegenden Helm und die Waffen; dann kam der Schatten zurück und er verschwand.

Die Menge verlief sich, die Ausrufer der öffentlichen Vergnügungen schrieen vor wie nach. Händler mit Kinderspielzeug trugen hie und da Mühlen aus Papier, die sich in demselben Winde drehten, dessen Hauch die Federstütze des Leichenzuges bewegt hatte. In der Sitzung der Deputirtenkammer vom 20. Mai 1834 sprach der Präsident einige ehrende Worte zum Gedächtniß den Verstorbenen. In dem Bericht liest man bei diesen Worten zwischen zwei Parenthesen das Wort „Heiterkeit.“

Dies ist das Resultat eines der ernstesten Leben. Was bleibt von dem Tode der größten Männer? Ein grober Mantel und ein Strohkreuz, wie auf dem Leichnam des Herzogs von Guise, ermordet in Blois.

Armand Carrell.

Armand Carrel bedrohte die Zukunft Philipps, wie der General Lafayette seine Vergangenheit verfolgte. Man weiß, wie ich Herrn Carrel kennen lernte; seit dem Jahre 1832 bis zum Tage, wo ich ihn auf den Begräbnißplatz von St. Mandé begleitete, habe ich in fortdauernder Verbindung mit ihm gestanden.

Armand Carrel war trübsinnig; er begann zu fürchten, daß die Franzosen einer vernünftigen Freiheit nicht fähig wären; er hatte ein gewisses Vorgefühl seines baldigen Todes. Er war stets bereit, sein Leben auf einen Degenstoß zu wagen, denn er setzte keinen Werth darauf. Wäre er in dem Duell gegen den jungen Laborie wegen Heinrich V. gefallen, so hätte sein Tod wenigstens eine große Ursache gehabt; er hat uns wegen eines jämmerlichen Streites verlassen, der nicht ein Haar seines Hauptes werth war.

Während seiner Gefangenschaft in St. Pelagie sah ich ihn wöchentlich zwei oder dreimal: ich fand ihn vor dem Gitter seines Fensters stehend. Er erinnerte mich an seinen Nachbar, einen jungen afrikanischen Löwen im Jardin des Plantes: unbeweglich an den Gittern seines Käfigs, liegt der Sohn der Wüste, seinen trüben Blick auf die äußeren Gegenstände herumirrend, man sah, daß er nicht lange leben werde. Dann stiegen wir, Herr Carrel und ich in einen feuchten, dunklen, schmalen, von hohen Mauern umgebenen Hof hinab. Andere Republikaner gingen ebenfalls in diesem Hofe auf und ab. Diese jungen glühenden Revolutionäre mit Schnurr- und Backen-

bart, langen Haaren, in deutscher oder griechischer Mütze, mit bleichem Gesicht, mit finstern, drohenden Blicken, glich jenen im Tartarus lebenden Seelen, ehe sie an das Licht gelangt sind; sie machten sich bereit, in's Leben einzubrechen. Ihre Kleidung wirkte auf sie, wie die Uniform auf den Soldaten, wie das blutige Gewand des Nessus auf Hercules: es war eine rächende Welt, verborgen hinter der bestehenden Gesellschaft, der sie Schrecken einflößte.

Am Abend versammelten sie sich in dem Zimmer ihres Hauptes Armand Carrel; sie sprachen von dem, was geschehen müßte, wenn sie zur Macht gelangten und von der Nothwendigkeit des Blutvergießens. Man sprach auch über die großen Schreckensmänner: die einen, Anhänger von Marat, waren Materialisten und Atheisten; die anderen, Bewunderer Robespierres, verehrten diesen neuen Christus. Der Aufenthalt in St. Pelagie schadete Herrn Carrel. Eingeschlossen mit solchen glüheuden Köpfen, bekämpfte er ihre Ideen, schalt sie, trotzte ihnen, indem er den 21. Januar nicht durch Illumination feiern wollte; zugleich aber schärfte er seine Leiden und seine Vernunft wurde durch die Sophismen des Mordes erschüttert, die in seinen Ohren wiederhallten.

Nach seiner Freilassung kam Herr Carrel auch zu mir. Einige Tage vor seiner verhängnißvollen Stunde kam er, mir die Nummer des National zu bringen, in welcher er einen Artikel über meine „Essais sur la littérature anglaise“ eingerückt und namentlich den Schluß dieser Schrift mit zu großem Lobe hervorgehoben hatte. Seit seinem Tode hat man mir diesen ganz von seiner Hand geschriebe=

nen Artikel übergeben und ich bewahre ihn als ein Zeichen seiner Freundschaft.

Herr Carrel, der bei seinen früheren Duellen nie an den Tod gedacht hatte, dachte bei dem letzten daran und verwandte die Nacht zum Aufzeichnen seines letzten Willens, als wäre er von dem Ausgange des Kampfes benachrichtigt gewesen. Um 8 Uhr des Morgens am 22. Juli 1835 begab er sich leicht und lebendig unter das Blätterdach, wo das Reh spielt zur selben Stunde.

Als der Raum abgemessen war, schritt er schnell vorwärts und schoß, ohne zurückzutreten, wie es seine Gewohnheit war. Zum Tode verwundet und von seinen Freunden unterstützt, sagte er, als er bei seinem ebenfalls verwundeten Gegner vorüberging: „Leiden Sie sehr, mein Herr?" Armand Carrel war ebenso sanft als unerschrocken.

Am 22. erfuhr ich das Unglück zu spät; am Morgen des 23. begab ich mich nach St. Mandé. Die Freunde Herrn Carrel's waren in der größten Unruhe. Ich wollte eintreten, aber der Chirurg bemerkte mir, daß meine Gegenwart den Kranken zu sehr aufregen und dadurch die schwache Hoffnung vernichten können, die man noch habe. Ich entfernte mich bestürzt. Als ich am 24. wieder nach St. Mandé gehen wollte, meldete mir Hyacinth, den ich vor mir hingeschickt hatte, daß der unglückliche junge Mann nach furchtbaren Schmerzen um 5½ Uhr gestorben sei.

Das Leichenbegängniß fand am Dienstag, den 26., statt. Der Vater und Bruder des Herrn Carrel waren aus Rouen gekommen. Ich fand sie mit drei oder vier der vertrautesten Freunde des Mannes, dessen Verlust wir

beklagten, in einem kleinen Zimmer versammelt. Sie umarmten mich und der Vater Herrn Carrel's sagte mir: „Armand wäre ein Christ geworden wie sein Vater, seine Mutter, seine Brüder und Schwestern: der Zeiger hatte nur noch wenige Stunden zu durchlaufen, um an denselben Punkt anzukommen."

Armand Carrel war keineswegs so antireligiös, wie man geglaubt hat. Er zweifelte, wenn man aber von dem festen Unglauben zum Zweifeln übergeht, so ist man der Gewißheit nahe. Wenige Tage vor seinem Tode sagte er: „Ich gebe das ganze Leben hin für den Glauben an das andere."

Im Jahre 1800, als ich nach Frankreich zurückkam, wußte ich nicht daß an der Küste, wo ich landete, mir ein Freund geboren wurde. Im Jahre 1836 sah ich diesen Freund in's Grab sinken, ohne die Tröstungen der Religion, deren Erinnerung ich im ersten Jahre des Jahrhunderts in mein Vaterland zurückbrachte.

Ich folgte dem Sarge von dem Sterbehause bis zum Grabe; ich ging neben dem Vater des Herrn Carrel und gab den Arm an Herrn Arago. Herr Arago hat den Himmel gemessen, den ich besungen habe.

An der Pforte des kleinen ländlichen Begräbnißplatzes hielt der Zug an; Reden wurden gehalten. Die Abwesenheit des Kreuzes zeigte mir, daß das Zeichen meiner Betrübniß in meinem Herzen verschlossen bleiben müsse.

Als ich vor sechs Jahren in den Julitagen an der Colonade des Louvre vorüberging, traf ich an einem offenen Grabe junge Leute, die mich in's Luxembourg geleiteten, wo ich zu Gunsten eines Thrones protestiren wollte, den

sie gestürzt hatten; nach sechs Jahren kam ich zu der Jahresfeier der Julitage, um den Schmerz dieser jungen Republikaner zu theilen, wie sie sich meiner Trauer angeschlossen hatten. Seltsames Geschick! Armand Carrel ist in dem Hause eines Offiziers der königlichen Garde gestorben, der Ludwig Philipp den Eid nicht leistete: als Royalist und Christ habe ich die Ehre gehabt, einen Zipfel des Schleiers zu tragen, der eine edle Asche bedeckt, sie aber nicht verbergen wird.

Viele Könige, Fürsten, Minister, Männer, die sich mächtig dünkten, sind vor mir vorübergegangen; ich habe meinen Hut nicht vor ihrem Sarge abgenommen, oder ein Wort zu ihrem Gedächtniß gesagt. Ich habe mehr zu forschen und zu schildern in den Mittelreihen der Gesellschaft gefunden, als in denen, welche ihre Livree tragen lassen; ein goldgesticktes Kleid ist das Stück Flanell nicht werth, welches die Kugel in Carrel's Leib getrieben hat.

Carrel, wer erinnert sich deiner? Die Mittelmäßigen und die Feiglinge, die dein Tod von deiner Ueberlegenheit und ihrer Furcht befreit hat, und ich, der deinen Ansichten nicht angehört. Wer denkt an dich? Ich preise dich glücklich, mit einem einzigen Schritte eine Reise vollendet zu haben, deren langer Lauf so öde und traurig wird. Ich beneide Diejenigen, die vor mir dahin gegangen sind; gleich den Soldaten des Cäsar im Brundisum, werfe ich meine Blicke auf das hohe Meer und schaue nach Epirus, ob die Schiffe, die mit den ersten Legionen fortgegangen sind, nicht bald zurückkehren, um auch mich fortzunehmen.

Nachdem ich dieses 1839 wieder gelesen habe, füge ich nur hinzu, daß ich das Grab des Herrn Carrel sehr

vernachlässigt fand; doch sah ich ein Kreuz von schwarzem Holze, welches Nathalie, die Schwester des Todten, hatte setzen lassen. Ich bezahlte dem Todtengräber Vaudran 18 Franken, welche für das Gitterwerk noch schuldig geblieben waren und trug ihm auf, Sorge für das Grab zu haben, es mit Rosen zu belegen und Blumen darauf zu unterhalten. Bei jedem Wechsel der Jahreszeit begab ich mich nach St. Mandé, um mich zu überzeugen, daß mein Auftrag erfüllt worden sei.

Einige Frauen.

Die Louisianeserin.

Im Begriff, meine Sammlungen zu beschließen, bemerke ich, indem ich um mich her blicke, Frauen, die ich unwillkürlich vergessen habe, Engel am Fuße meines Gemäldes gruppirt und auf den Rand gestützt, um das Ende meines Lebens zu betrachten.

Ich bin früher Frauen begegnet, die auf verschiedene Weise bekannt oder berühmt waren. Die Frauen sind jetzt in ihrer Art verändert. Haben sie einen größeren oder geringeren Werth? Es ist ganz natürlich, daß ich mich der Vergangenheit zuneige; aber die Vergangenheit ist mit einem Duft umhüllt, welcher den Gegenständen eine angenehme und oft trügerische Färbung giebt. Meine Jugend, zu der ich nicht zurückkehren kan, erscheint mir wie

meine Großmutter, ich erinnere mich ihrer kaum und wäre entzückt, sie wieder zu sehen.

Eine Louisianeserin ist vom Mississippi zu mir gekommen: ich glaubte die Jungfrau der letzten Liebe zu sehen. Cölestine hat mir mehrere Briefe geschrieben und Fragmente von Denkwürdigkeiten gezeigt, die sie in den Savannen des Alabama niederschrieb. Einige Zeit darauf schrieb mir Cölestine, daß sie mit einer Toilette für ihre Vorstellung am Hofe Philipp's beschäftigt sei. Ich nahm meine Bärenhaut vor, Cölestine verwandelte sich in ein Krokodil der Buchten Florida's. Der Himmel gebe ihr Frieden und Liebe, so lange diese Dinge dauern!

Frau Tastu.

Es giebt Personen, welche, indem sie sich zwischen uns und die Vergangenheit setzen, unsere Erinnerungen verhindern, bis zu unserm Gedächtniß zu gelangen; es giebt andere, die sich sofort mit dem vermischen, was wir gewesen sind. Frau Tastu bringt diese letztere Wirkung hervor; Ihre Art zu sprechen, ist natürlich; sie läßt den galischen Dialekt denen, welche sich zu verjüngen glauben, indem sie sich in die Gewänder unserer Vorfahren hüllen. Favorinus sagte zu einem Römer, der das Latein der 12 Tafeln affectirte: „Du willst mit Evander's Mutter conversiren."

Da ich einmal bei dem Alterthume bin, will ich einige Worte über die Frauen seiner Völker sagen und von ihnen bis zu unserer Zeit herabsteigen: Die griechischen Frauen haben zuweilen die Philosophie verherrlicht; am häufigsten folgten sie einer andern Gottheit. Sappho ist die unsterbliche Sybille von Gnidos geblieben, man weiß nicht

mehr genau, was Corinna gethan hat, nachdem sie Pindar überwunden; Aspasia hat den Sokrates die Venus gelehrt.

Der Hauch der Muse ging über die römischen Frauen hinweg, ohne sie zu begeistern, belebte aber die Nation des Clovis schon in der Wiege. Die französische Sprache (la langue d'oyl) hatte Maria von Frankreich: die südfranzösische (la langue d'Oc), die Dame von Die, welche in ihrem Schlosse von Vaucluse sich über einen grausamen Freund beklagte.

Das Mittelalter übergab diese Gesänge dem Zeitalter der Renaissance. Clemence von Bourges, genannt die Perle des Orients, die wegen ihrer Schönheit mit unverhülltem Gesicht und mit bekränztem Haupte beerdigt wurde, die beiden Marguerite und Maria Stuart, alle drei Königinnen, haben naive Schwachheiten in einer naiven Sprache ausgedrückt.

Ich habe eine Tante fast in derselben Epoche unseres Parnasses gehabt, Frau Claudia von Chateaubriand; aber ich bin in größerer Verlegenheit mit Frau Claudia, als mit Fräulein von Boisteilleul. Frau Claudia verbarg sich unter dem Namen des Geliebten (sur le nom de l'Amant) und richtet ihre siebenzig Sonnette an ihre Geliebte. Leser, vergieb den zweiundzwanzig Jahren meiner Tante Claudia. Wenn meine Tante Boisteilleul discreter war, so hatte sie auch funfzehn und ein halbes Lustrum, als sie sang und der Verräther Tremigon (siehe Band I.) zeigte sich ihren alternden Gedanken nur noch in der Gestalt eines Sperbers.

Als die Sprache fester wurde, trat die Freiheit des Gefühls und des Gedankens mehr zurück. Aus der Zeit

Ludwig XIV. gedenkt man fast nur der Madame Deshoulières, die bald zu sehr gerühmt, bald zu sehr verachtet wird. Die Elegie verlängerte sich durch den Kummer der Frauen unter der Regierung Ludwig XV. bis zur Regierung Ludwig XVI., wo die großen Elegien des Volkes beginnen; die alte Schule starb mit Frau von Bourdic, die jetzt wenig gekannt ist und doch eine bemerkenswerthe Ode über das Schweigen hinterlassen hat. Die neue Schule warf ihre Gedanken in eine andere Form. Frau Tastu geht in der Mitte des modernen Corps der in Versen oder Prosa dichtenden Frauen, der Allart, Valdor, Valmore, Ségalas, Rervoil, Mercoeur u. s. w. u. s. w. Muß man es bedauern, daß sie nach dem Vorbild der Aoniden jene Leidenschaft nicht verherrlicht hat; welche nach der Meinung des Alterthums die Stirn des Cocytus entrunzelt und ihn zu den Seufzern des Orpheus lächeln läßt? In den Gesängen der Frau Tastu giebt die Liebe nur ausländischen Stimmen entlehnte Hymnen wieder. Das erinnert an die Sage von Madame Malibran, die, wenn sie einen Vogel bezeichnen wollte, dessen Namen sie vergessen hatte, seinen Gesang nachahmte.

Madame Sand.

George Sand oder Madame Dudevant hatte in der „Revue des deux Mondes" von „René" gesprochen und ich dankte ihr dafür; doch sie antwortete mir nicht. Einige Zeit nachher schickte sie mir „Lelia." Ich antwortete ihr nicht. Bald fand eine kurze Erklärung zwischen uns statt. Sie schrieb mir ein Billet, worin sie sich über ihr Schweigen entschuldigte und mich um eine freundliche Erwäh-

nung der „Lelia" bat, und schickte mir im Monat October ihren neuen Roman „Jacques." Ich nahm das Geschenk an und schrieb ihr einige freundliche Worte.

Madame Sand besitzt eines der bedeutendsten Talente; ihre Beschreibungen haben eine Wahrheit, wie die Rousseau's in seinen Träumereien und Bernardin de St. Pierres in seinen „Etudes." Ihr ungekünstelter Styl wird von keinem der jetzt üblichen Fehler befleckt. „Lelia" ist zwar peinlich zu lesen und hat nicht solche köstliche Scenen wie „Indiana" und „Valentine," ist aber doch ein Meisterwerk in seiner Art. Gleich einer Orgie ist dieser Roman ohne Leidenschaft und übt doch eine Wirkung wie eine Leidenschaft; das Gefühl ist darin fremd und doch lastet es auf dem Herzen; die Verirrung der Grundsätze und die Beleidigung des rechtlichen Lebens kann nicht weiter getrieben werden, aber über diesem Abgrund läßt die Verfasserin ihr Talent ruhen. In dem Thale von Gomorrha fällt der Thau der Nacht auf das todte Meer. Die Romane der Madame Sand, eine Poesie der Materie, sind Kinder unserer Zeit. Trotz ihrer geistigen Ueberlegenheit muß man aber doch fürchten, daß die Verfasserin durch die Art ihrer Schriften selbst den Kreis ihrer Leser beschränkt hat. George Sand wird nie allen Altern angehören. Von zwei geistig gleich großen Menschen, von denen der eine die Ordnung, der andere die Unordnung predigt, wird der erstere die größere Zahl Zuhörer an sich ziehen; das menschliche Geschlecht verweigert dem, welcher die Moral verletzt, seine einstimmige Huldigung; man gesellt nicht gern allen Erinnerungen seines Lebens Bücher zu, die unser erstes Erröthen veranlaßt haben, die man nur verstohlen

gelesen hat und die nicht unsere offenen und geliebten Gefährten gewesen sind, die sich weder mit der Reinheit unserer Gefühle, noch mit der Ungetrübtheit unserer Unschuld vermischt haben. Die Vorsehung hat in enge Grenzen diejenigen Erfolge eingeschlossen, welche ihre Quelle nicht im Guten haben, den allgemeinen Ruhm hat sie der Ermuthigung zur Tugend gegeben.

Ich spreche hier freilich als ein Mann, dessen beschränkter Gesichtskreis den weiten Horizont der Humanitarier (humanitaire) nicht umfaßt, als ein Reactionär, welcher einer verlachten Moral angehört, einer Moral der früheren Zeit, die höchstens nur für Geister gut ist, welche noch in der Kindheit der Gesellschaft leben. Es entsteht jetzt ein neues Evangelium, hoch erhaben über die Gemeinplätze derjenigen conventionellen Weisheit, welche die Fortschritte des menschlichen Geschlechts und die Rehabilitation dieses von der Seele so verleumdeten Körpers aufhält. Wenn die Frauen in den Straßen herumlaufen, wenn es genügt, um sie zu verheirathen, ein Fenster zu öffnen, um Gott als Zeugen, Priester und Gast zur Hochzeit zu rufen, dann ist jede Ziererei zerstört; dann kann man sich überall verheirathen und man wird sich gleich den Tauben zur Höhe der Natur erheben. Meine Kritik der Gattung der Werke der Madame Sand kann also doch nur Werth haben, wo die alte Ordnung der Dinge noch besteht; daher hoffe ich, daß sie nicht darüber beleidigt sein wird. Die Bewunderung, die ich für sie bekenne, muß Bemerkungen entschuldigen, die ihren Ursprung in dem Unglück meines Alters haben. Früher wäre ich wohl von den Musen mehr gefesselt worden; diese Töchter des Him-

mels waren einst meine Geliebten und sind jetzt nur noch meine alten Freundinnen; sie leisten mir des Abends am Kamine Gesellschaft, verlassen mich aber schnell, denn ich lege mich zeitig nieder, während sie mit Madame Sand wachen.

Ohne Zweifel wird Madame Sand auf diese Weise ihre geistige Allmacht beweisen und doch weniger gefallen, weil sie weniger Original sein wird; sie wird ihre Macht zu vergrößern glauben, wenn sie in die Tiefen jener Nebelbilder hinabsteigt, mit denen man uns gemeine Leute einhüllt. Sie wird aber Unrecht haben, denn sie ist weit erhaben, über jenen hohlen, nichtssagenden und hochmüthigen Galimatias. Während man aber ein seltenes nur zu lenksames Talent vor diesen Thorheiten warnen muß, muß man ihm auch zurufen, daß die phantastischen Schriften, diese intimen Gemälde, wie man sie nennt, nur beschränkt sind, daß ihre Quelle die Tugend ist, daß jeder Augenblick einige Tropfen vertrocknet und daß man nach einer gewissen Anzahl von Schöpfungen mit schwachen Wiederholungen endigt.

Ist es gewiß, daß Madame Sand stets denselben Reiz bei dem, was sie jetzt dichtet, finden wird? Werden sich das Verdienst und die Macht der zwanzigjährigen Leidenschaften in ihrem Geiste nicht abnutzen, wie die Werke meiner Jugend es bei mir gethan haben? Nur die Arbeiten der antiken Muse verändern sich nie, da sie von dem Adel der Sitten, der Schönheit der Sprache und der Majestät derjenigen Gesinnungen getragen werden, die dem ganzen menschlichen Geschlechte angehören. Einst, so

hoffe ich, wird Madame Sand ihr Talent auf Gegenstände wenden, die so dauernd sind, wie ihr Genie.

Frau Sand kann sich nur durch die Predigt jenes Missionärs mit kahler Stirn und weißem Barte, den man die Zeit nennt, bekehren. Eine weniger strenge Stimme fesselt jetzt das getäuschte Ohr der Dichterin. Ja, ich bin überzeugt, daß das Talent der Frau Sand zum Theil seine Wurzel in der Corruption hat; sie würde gemein werden, wenn sie eingeschüchtert wird. Anders wäre sie geworden, wenn sie stets in dem von Männern nicht besuchten Heiligthum eingeschlossen geblieben wäre, ihre Fülle von Liebe hätte, zurückgehalten und verborgen unter dem jungfräulichen Schleier, ihrem Busen jene züchtigen Melodien entlockt, welche dem reinen Weibe gehören. Wie dem auch sei, die Kühnheit der Grundsätze und die Wollust der Sitten sind ein Gebiet, das noch von keiner Tochter Adams angebaut worden war und das der Bebauung eines Weibes überlassen, eine Ernte unbekannter Blumen hervorgebracht hat. Lassen wir Frau Sand gefährliche Wunder bis zur Annäherung des Winters hervorbringen; sie wird nicht mehr singen, wenn der Nordwind weht; unterdeß lassen wir sie, weniger unklug als die Grille, Ruhm einsammeln für die Zeit, wo das Vergnügen vertrocknet. Die Mutter Musarion's wiederholte ihr: „Du wirst nicht immer sechzehn Sommer zählen. Wird Chäreas immer seiner Schwüre und seiner Küsse gedenken?! *)

Uebrigens sind manche Frauen durch ihre jungen Jahre verführt und gleichsam entführt worden; in den Tagen des

---

*) Lucian, Gespräche der Curtisanen, VII.

Herbstes, zurückgekehrt in die winterliche Wohnung, haben sie ihrer Leier die ernste oder klagende Seite hinzugefügt, auf welcher man die Religion oder das Unglück singt. Das Alter ist ein nächtlicher Wanderer; die Erde ist ihm verhüllt, er sieht nur noch den über seinem Haupte glänzenden Himmel.

Paris, 1838.

Herr von Talleyrand.

Im Frühling dieses Jahres 1838 beschäftigte ich mich mit dem „Congrès de Vérone," den ich nach meinem Vertrag mit dem Buchhändler zu dieser Zeit liefern mußte. Ich habe meine Leser an dem gehörigen Ort in diesen Denkwürdigkeiten davon unterhalten. Ein Mann ist geschieden; dieser Hüter der Aristokratie geleitet die schon geschiedenen mächtigen Plebejer.

Als Herr von Talleyrand zum ersten Mal in meine politische Laufbahn eintrat, habe ich einige Worte über ihn gesagt. Jetzt ist mir sein ganzes Dasein durch seine letzte Stunde bekannt, nach dem schönen Ausdruck eines Alten.

Ich habe mit Herrn von Talleyrand in Beziehungen gestanden; ich bin ihm treu gewesen, als Mann von Ehre, wie man es hat sehen können, besonders bei Gelegenheit des ärgerlichen Auftritts in Mons, damals, als ich mich

ganz unberufener Weise für ihn aufopferte. Ich nahm Theil an dem Unangenehmen, was ihm begegnete, ich beklagte ihn, als Maubreuil ihn ins Gesicht schlug. Es gab eine Zeit, wo er mich auf eine kokette Weise aufsuchte; er schrieb mir von Gent, ich sei ein starker Mann, und als ich im Hotel des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten wohnte, schickte er mir ein Siegel der auswärtigen Angelegenheiten, ein Talisman, der wahrscheinlich unter seiner Constellation gravirt war. Vielleicht, weil ich seine Großmuth nicht mißbrauchte, wurde er mein Feind ohne eine Veranlassung von meiner Seite, wenn nicht einige Erfolge, die ich davon trug und die nicht sein Werk waren, dazu mitwirkten. Seine Reden, die in der großen Welt herumgingen, beleidigten mich nicht, denn Herr von Talleyrand kann Niemand beleidigen, aber seine ungezügelte Zunge hat die meinige gelöst, und da er sich erlaubt hat, mich zu beurtheilen, hat er mir die Freiheit gegeben, gegen ihn dasselbe Recht zu üben.

Die Eitelkeit betrog Herrn von Talleyrand; er nahm seine Rolle für sein Genie und hielt sich für einen Propheten, obgleich er sich in allem betrog. Seine Autorität hatte in Bezug auf die Zukunft keinen Werth; er sah nicht vor sich, sondern hinter sich. Ohne Scharfblick und Klarheit des Bewußtseins entdeckte er nichts, als den höheren Geist und schätzte nichts wie die Redlichkeit. Er benutzte die Zufälle des Glücks, wenn diese Zufälle, die er nie vorausgesehen hatte, eingetreten waren, aber nur für seine Person. Von jenem höheren Ehrgeiz, welcher die Interessen des öffentlichen Ruhms als die sicherste Quelle des Privatinteresses ansieht, hatte er keine Ahnung. Herr

von Talleyrand gehört also nicht in die Klasse derjenigen Wesen, welche geeignet sind, zu phantastischen Schöpfungen zu werden, denen die verfälschte oder betrogene Meinung fortdauernd neue Phantasien hinzufügt, demungeachtet tragen mehrere Elemente dazu bei, einen eingebildeten Talleyrand zu machen.

Die Könige, die Kabinette, die früheren Minister der auswärtigen Angelegenheiten, die Gesandten, die einst von diesem Mann betrogen wurden und unfähig waren, ihn zu durchschauen, suchen zu beweisen, daß sie nur einer wirklichen geistigen Ueberlegenheit gehorcht haben: sie hätten ihren Hut vor dem Küchenjungen Bonaparte's abgenommen.

Die Mitglieder der ehemaligen französischen Aristokratie, die sich an Herrn von Talleyrand angeschlossen haben, sind stolz darauf, in ihren Reihen einen Mann zu besitzen, der die Güte hatte, sie seiner Größe zu versichern.

Auch die Revolutionäre, wie sehr sie auch gegen berühmte Namen schwätzen, haben eine geheime Hinneigung zur Aristokratie; diese sonderbaren Neophyten suchen recht gern ihre Taufe und glauben mit ihr gute Manieren zu lernen. Der doppelte Treubruch des Fürsten kitzelt zu gleicher Zeit auf einer andern Seite die Eigenliebe der jungen Demokraten, denn sie schließen daraus, daß ihre Sache gut sein muß und daß ein Adeliger und ein Priester sehr verächtlich ist.

Demungeachtet hat Herr von Talleyrand eine dauernde Illusion nicht hervorgerufen; er ist zu nahe gesehen worden und wird nicht unsterblich sein, weil sich sein Leben weder an eine nationale Idee, noch an eine berühmte That, noch

an ein glänzendes Talent knüpft. Die diplomatischen Denkmale beweisen die relative Mittelmäßigkeit Talleyrands; man kann nicht eine Thatsache anführen, die einiger Achtung werth ist und ihm gehört. Unter Bonaparte ist keine wichtige Unterhandlung von ihm geführt worden und wenn er allein handeln konnte, ließ er die Gelegenheit entschlüpfen und verdarb, was in seine Hände kam. Wenn man demungeachtet behauptet hat, seine Politik sei der Napoleon's überlegen gewesen, so muß man zunächst bedenken, daß man nur ein Schreiber ist, wenn man bei einem Eroberer, der jeden Morgen die Geographie der Staaten verändert, ein Portefeuille führt. Als Napoleon von seinen Siegen berauscht war, machte er ungeheure und Allen in die Augen fallende Fehler; Herr von Talleyrand bemerkte sie wahrscheinlich eben so gut wie Jedermann, aber darin liegt noch kein Beweis eines besonderen Scharfblicks.

Doch ein Schauspieler kann nicht bezaubern, wenn ihm alle Mittel abgehen, welche das Parterre blenden; so ist auch das Leben des Fürsten eine fortwährende Täuschung gewesen. Da er seine Mängel kannte, entzog er sich jedem, der ihn hätte durchschauen können. Sein fortwährendes Studium bestand darin, sich nicht messen zu lassen. Er zog sich in ein ominöses Schweigen zurück, und verbarg sich selbst in den drei Stunden, die er dem Whist widmete. Man hat sich gewundert, daß ein solcher Geist sich zu einem solchen Spiele herablassen könnte; wer weiß, ob dieser Geist nicht Königreiche theilte, während er die Karten mischte? Während dieser Taschenspielerkünste setzte er in seinen Gedanken einen wirksamen Ausspruch

zusammen, den er aus einer Broschüre am Morgen oder am Abend aus einem Gespräche entlehnt hatte. Wenn er Jemanden bei Seite zog, um ihn durch das Gespräch mit ihm auszuzeichnen, so bestand seine Hauptverführungskunst darin, ihn mit Lobeserhebungen zu überhäufen, ihn die Hoffnung der Zukunft zu nennen und ihm ein glänzendes Geschick vorauszusagen; fand er aber den Glauben an ihm etwas verdächtig, bemerkte er, daß man einige kurze als tief ausgegebene Phrasen, hinter denen aber nichts war, nicht genug bewunderte, so entfernte er sich aus Furcht, sein Endchen Geist sichtbar werden zu lassen. Er erzählte sehr gern, wenn sein Scherz auf einen Subalternen, auf einen Dummkopf, über den er sich ungestraft lustig machen konnte, oder über ein armseliges Opfer, das an seine Person gefesselt war, herfallen konnte. Eine ernste Unterredung war er nicht im Stande zu führen, beim dritten Worte waren seine Ideen aus.

Alte Kupferstiche des Abbé von Périgord zeigen einen sehr hübschen Mann; im Alter hatte Herr von Talleyrand einen Todtenkopf. Seine Augen waren erloschen, so daß man kaum darin lesen konnte, was er wohl benutzte; da er viel Verachtung erfahren hatte, so war sein ganzes Wesen davon erfüllt, und sie lag offen da in seinen beiden herabhängenden Mundwinkeln.

Ein stolzes Wesen, das er seiner Geburt verdankte, eine strenge Beobachtung des Anstandes und seine kalte verächtliche Miene trugen viel dazu bei, um den Prinzen von Benevent einen täuschenden Schein zu verbreiten. Seine Manieren übten auf die kleinen Leute und auf die Männer der neuen Gesellschaft, welche die Sitten der alten

Zeit nicht kannten, eine große Herrschaft aus. Sonst begegnet man auf jedem Schritte Personen, die in ihrem Aeußeren den Herrn von Talleyrand glichen, und man beachtete sie nicht; da er aber fast allein mitten unter demokratischen Sitten dastand, so erschien er wie ein Phänomen.

Wenn man auf einen hohen Posten zur Zeit gewaltiger Revolutionen lebt, so geben diese uns eine zufällige Wichtigkeit, welche der gemeine Haufe für persönliches Verdienst nimmt. Unter Bonaparte verschwand Talleyrand, unter der Restauratiou strahlte er in dem Glanze eines Glücks, das nicht das seinige war. Die zufällige Stellung des Fürsten von Benevent hat ihm gestattet, sich den Sturz Napoleon's und die Wiedereinsetzung Ludwig's XVIII. zuzuschreiben. Ich, wie alle Pflastertreter, bin nicht so einfältig gewesen, dieses Märchen für wahr zu halten. Ich war besser unterrichtet, ich kannte Herrn von Talleyrand, die Kraft, die Throne stürzt und erhebt, fehlte seinem Arm.

Unparteiische Dummköpfe sagen: „Wir geben zu, daß er ein sehr unmaralischer Mensch war; aber welche Geschicklichkeit!“ Ach nein. Auch diese für seine begeisterten Anhänger so tröstende Hoffnung aus dem Herrn von Talleyrand einen Dämon zu machen, muß man aufgeben.

Außer einigen gewöhnlichen Unterhandlungen, in denen er die Geschicklichkeit hatte, sein persönliches Interesse voran zu stellen, kann man nichts vom Herrn von Talleyrand rühmen. Doch pflegte er einige Gewohnheiten und

einige Maximen nach Art der Sycophanten. Seine Toilette, wenn er öffentlich auftrat, eine Nachahmung derjenigen eines Ministers von Wien, war der Triumph seiner Diplomatie. Er rühmte sich, niemals gedrängt zu sein; er sagte, die Zeit sei unser Feind, man müsse sie tödten; deshalb rühmte er sich, nur wenige Augenblicke beschäftigt zu sein. Aber da Herr von Talleyrand seine Muße im Endresultate nicht zu einem Meisterwerke umschaffen konnte, so täuschte er sich wohl, wenn er von der Nothwendigkeit sprach, sich der Zeit zu entledigen. Man triumphirt nur über die Zeit, wenn man Unsterbliches schafft; durch Arbeiten, die keine Zukunft haben, durch frivole Zerstreuungen tödtet man sie nicht, man zersplittert sie.

Herr von Talleyrand trat auf die Empfehlung der Frau von Staël in das Ministerium, die seine Ernennung durch Chénier durchsetzte. Damals sehr entblößt, begann er fünf- oder sechsmal die Herstellung seines Vermögens; zuerst durch die Millionen, die er von Portugal erhielt, weil er beim Direktorium die Unterzeichnung eines Friedens bewirken sollte, der niemals unterzeichnet wurde; dann durch den Ankauf von Gütern in Belgien beim Friedensschluß von Amiens, den Herr von Talleyrand früher kannte, als er öffentlich wurde; dann durch die Errichtung des Königreichs Etrurien; ferner durch die Säcularisation der Kirchengüter in Deutschland; endlich durch den Schacher mit seinen Ansichten beim Congreß zu Wien. Dem Fürsten war Alles feil; selbst die alten Papiere in unseren Archiven, die er Oesterreich überlassen wollte. Herr von Metternich führte ihn diesmal an und schickte

gewissenhaft die Originale zurück, nachdem er von ihnen Abschriften genommen hatte.

Unfähig, einen einzigen Satz allein zu schreiben, ließ Herr von Talleyrand Alles von seinen Untergebenen arbeiten, und wenn sein Sekretär endlich nach vielfältigem Ausstreichen und Verändern, die Depeschen nach seiner Ansicht gefertigt hatte, schrieb er sie eigenhändig ab. Ich habe ihn aus seinen angefangenen Memoiren einige angenehme Bruchstücke über seine Jugend vorlesen hören. Da er in seinem Geschmack sehr wechselte, und heute das verabscheute, was er gestern gern gehabt hatte, so ist es wahrscheinlich, daß, wenn diese Memoiren vollständig existiren, woran ich zweifele, und wenn er die entgegengesetzten Ansichten aufbewahrt hat, seine Urtheile über dieselbe Thatsache, und besonders über eine und dieselbe Person sich vollständig widersprechen müssen. Ich glaube nicht an das Deponiren von Manuskripten in England, und der angebliche Befehl, sie erst in vierzig Jahren herauszugeben, erscheint mir wie eine Taschenspielerei auf dem Todtenbette.

Träg und ohne ernste Beschäftigung, eine frivole Natur, rühmte sich der Fürst von Benevent, daß er so viele Regierungen überlebt habe. Dies hätte seinen Stolz demüthigen sollen, denn die großen Geister, welche die Revolutionen hervorbringen, verschwinden, nur die Geister zweiter Ordnung bleiben. Diese Industrieritter sehen Generationen an sich vorüberziehen; sie haben die Aufgabe, das Visa auf die Pässe zu setzen. Herr von Talleyrand gehörte zu ihnen; er signirte die Ereignisse, er machte sie nicht.

Herr von Talleyrand hat alle Regierungen verrathen, und ich wiederhole es, er hat keine weder erhoben noch gestürzt. Er besaß keineswegs eine wirkliche, geistige Ueberlegenheit in der wahren Bedeutung des Wortes.

Tod Karl X.

Paris, 1839.

Als ich 1833 in Prag war, sagte Karl X. zu mir: „Lebt denn der alte Talleyrand immer noch?" Und Karl X. hat zwei Jahre vor Talleyrand das Leben verlassen. Der christliche und stille Tod des Monarchen contrastirt mit dem öffentlichen Tode des abtrünnigen Bischofs, der widerstrebend zu den Füßen des göttlichen Richterstuhls geschleppt wurde.

Am 3. Oktober 1836 hatte ich an die Herzogin von Berry einen Brief geschrieben, worin ich ihr wiederholt meine Ansichten über Heinrich V. entwickelt hatte. Der Brief mußte vier Wochen lang bei mir liegen bleiben, weil mir eine sichere Gelegenheit fehlte, ihn der Herzogin zu übersenden. Am 15. November mußte ich in einem Postscriptum ihr mein Beileid über den Tod meines Königs hinzufügen.

Karl X. ist nicht mehr. Sechzig Jahre des Unglücks haben das Opfer geschmückt! Dreißig Jahre der Verbannung; der Tod im 79. Lebensjahre auf fremder Erde!

Damit man an der Mission des Unglücks, mit welcher der Himmel diesen Fürsten hienieden begabt hat, nicht zweifeln könne, mußte eine Geißel ihn hinwegreißen.

Karl X. hat in seiner letzten Stunde die Ruhe und die Gleichheit der Seele wieder gefunden, die ihm zuweilen, während seiner langen Laufbahn fehlte. Als er die ihn bedrohende Gefahr erfuhr, äußerte er nur die Worte: „Ich glaubte nicht, daß diese Krankheit so schnell gehen würde." Hätte Karl X. in anderen Tagen der Gefahr sein Leben mit derselben Gleichgültigkeit behandelt, wie viel Unglück hätte er sich erspart! Er schied mit der Ueberzeugung, daß er sich nicht getäuscht hätte; wenn er auf die göttliche Barmherzigkeit gehofft hat, so geschah es deshalb, weil er seine Krone dem zum Opfer brachte, was er dem Wohl seines Volkes schuldig zu sein glaubte.. Die Ueberzeugungen sind zu selten, um ihnen nicht Rechnung zu tragen. Karl X. hat sich das Zeugniß geben können, daß seine und seiner beiden Brüder Regierung nicht ohne Freiheit und ohne Ruhm gewesen sind. Unter dem den Märtyrertod sterbenden König geschah die Befreiung Amerikas und die Emancipation Frankreichs; Ludwig XVIII. gab unserem Vaterlande die repräsentative Regierung, Spanien die Wiederherstellung der königlichen Würde; Karl X. verdankt Griechenland seine Unabhängigkeit und Frankreich ein in Afrika erobertes Gebiet, das für die verloren gegangenen Eroberungen der Republik und des Kaiserreichs Ersatz bieten kann. Das sind Resultate, die in unseren Jahrbüchern bleiben werden, trotz der thörichten Eifersüchteleien und eiteln Feindschaften; diese Resultate werden um so höhere Geltung erringen, je mehr Frank-

reich durch die Julimonarchie hinabgedrückt wird. Aber es ist zu fürchten, daß der Werth dieser Zierden nur den vergangenen Tagen bleibt, wie die Blumenkrone auf dem Haupte Homer's, der mit großer Achtung aus Platons Republik verjagt wurde. Die Legitimität scheint jetzt nicht weiter gehen zu wollen; sie scheint ihren Sturz zu adoptiren. Der Tod Karl's X. könnte nur von wirklichen Folgen sein, wenn er dem beklagenswerthen Thronstreit ein Ende machte und der Erziehung Heinrich's V. eine neue Richtung gäbe; es ist jedoch zu fürchten, daß die abwesende Krone stets ein Gegenstand des Streites bleibt, daß die Erziehung zu Ende geht, ohne wirklich verändert worden zu sein. Vielleicht erspart man sich die Mühe, einen Entschluß zu fassen, man schlummert in Gewohnheit ein, welche der Schwäche lieb, dem Familienleben angenehm und der Ermattung, einer Folge langer Leiden, bequem sind. Das fortdauernde Unglück bringt dieselbe Wirkung auf die Seele hervor, wie das Alter auf den Körper; man kann sich nicht mehr regen, man legt sich nieder. Das Unglück gleicht auch dem Nachrichter des Himmels: es entkleidet die Verurtheilten, entreißt dem König seinen Scepter, das Schwert dem Krieger, die Sitte dem Adeligen, den Muth dem Soldaten und stößt sie entwürdigt in die Menge.

Von einer anderen Seite entlehnt man aus der großen Jugend Gründe zum Aufschub. Wenn man über viel Zeit zu verfügen hat, glaubt man erwarten zu können; man hat Jahre vor den Ereignissen voraus: „sie werden schon kommen," ruft man, „ohne daß wir uns bemühen dürfen; Alles reift, der Tag des Thrones wird von selbst kommen; in zwanzig Jahren sind die Vorurtheile erlo=

schen.“ Diese Berechnung könnte richtig sein, wenn die Generationen nicht gleichgültig würden. Manches kann zu einer Zeit als eine Nothwendigkeit erscheinen, während es zu einer anderen nicht einmal gefühlt wird.

Ach, wie schnell verschwinden die Dinge! Wo sind die drei Brüder, die ich nacheinander auf dem Throne sah? Ludwig XVIII. bewohnt St. Denis mit den verstümmelten Resten Ludwig's XVI.; Karl X. ist in Görz beigesetzt worden, in einem mit drei Schlüsseln verschlossenen Sarge.

Die Ueberreste dieses so hoch herabgestürzten Königs haben seine Ahnen aufgeschreckt; sie haben sich in ihrem Grabe umgedreht; sie haben, eng aneinander rückend, gesagt: „Laßt uns Platz machen, da kommt der Letzte von uns.“ Bonaparte hat bei seinem Eintritt in die ewige Nacht nicht so viel Geräusch gemacht, die alten Todten sind des Kaisers der neuen Todten wegen nicht erwacht. Sie kannten ihn nicht. Die französische Monarchie verbindet die alte Welt mit der neuen. Augustulus verläßt den Thron 476. Fünf Jahr nachher 481 herrscht das erste Geschlecht unserer Könige über die Gallier.

Zwischen das Taufbecken des Clovis und das Schaffot Ludwig's XVI. muß man das christliche Reich der Franzosen stellen. Dieselbe Religion steht an beiden Endpunkten. Gäbe es in Frankreich auch nur dieses alte Königsgeschlecht, wir könnten allen Nationen dieses von der Zeit gebaute und durch seine Majestät erstaunenswürdige Haus als Beispiel aufstellen. Die Capets herrschten, als die anderen Fürsten Europas noch Unterthanen waren. Die Vasallen unserer Könige sind Könige geworden. Unter

der königlichen Familie verschwindet die Finsterniß der Barbarei, die Sprache bildet sich, Künste und Wissenschaften bringen ihre Meisterwerke hervor, unsere Städte verschönern sich, unsere Denkmäler erheben sich, unsere Straßen öffnen sich, unsere Häfen vertiefen sich, unsere Armeen setzen Europa und Asien in Erstaunen und unsere Flotten bedecken die Meere.

Unser Stolz geräth in Zorn schon bei der Ausstellung jener herrlichen Tapeten des Louvre; Schatten, ja sogar Abbildungen von Schatten verletzen uns. Unbekannt am Morgen, noch unbekannter am Abend überreden wir uns demungeachtet, daß wir das übertreffen, was uns vorausging. Und doch fragt uns jede fliehende Minute: wer bist du? Und wir wissen nicht zu antworten. Karl X. hat geantwortet; er ist hinweggegangen mit einer ganzen Epoche der Welt; der Staub von tausend Generationen hat sich mit dem seinigen gemischt; die Geschichte grüßt ihn, die Jahrhunderte knieen an seinem Grabe; alle haben sein Geschlecht gekannt; sie sind ihnen nicht untreu geworden, die Zeit hat sie verlassen.

Schluß.

Die Vergangenheit. — Die alte europäische Ordnung stirbt.

25. September 1841.

Ich habe diese Denkwürdigkeiten am 4. Oktober 1811 im Wolfsthale (Vallée-aux-Loups) angefangen, und beende ihre Durchsicht in Paris heute am 25. September 1841. Dreißig Jahre also, 11 Monat und 21 Tage halte ich im Geheimen die Feder, mit der ich meine öffentlichen Bücher niederschreibe, mitten unter allen Revolutionen und Wechselfällen meines Lebens. Meine Hand ist müde; möchte sie nicht auf meinen Ideen gelastet haben! Sie haben sich nicht gebeugt und ich fühle sie so lebhaft, wie am Anfang meiner Laufbahn. Meiner dreißigjährigen Arbeit wollte ich einen allgemeinen Schluß hinzufügen; ich wollte, wie ich es oft erwähnt habe, sagen, wie die Welt war, als ich in sie eintrat, und wie sie ist, da ich sie verlasse. Aber die Sanduhr steht vor mir und ich erblicke die Hand, welche die Schiffer einst vor dem Schiffbruch sich aus den Wogen erheben zu sehen glaubten; diese Hand winkt mir, kurz zu sein. Ich werde also das Gemälde zusammendrängen, ohne etwas Wesentliches hinwegzulassen.

Ludwig XIV. starb. Der Herzog von Orleans war Regent während der Minderjährigkeit Ludwig's XV. Ein Krieg mit Spanien brach aus in Folge der Verschwörung von Cellamare: der Friede wurde durch den Sturz Alberoni's wieder hergestellt. Ludwig XV. erreichte am 15. Februar 1723 seine Mündigkeit und zehn Monate nachher starb der Regent. Er hatte Frankreich seinen

Krebs mitgetheilt. Die Kriege von 1734, in welchem mein Vater vor Danzig verwundet wurde, und von 1745, waren unglücklich für Frankreich. Von ihnen beginnt das Unglück in unseren Colonien, wir verloren unsere Besitzungen in Indien und in Nordamerika. Während dieser Zeit aber fanden die Streitigkeiten des Jansenismus statt, Polen wurde getheilt, die Jesuiten vertrieben und der Hof stieg in den Hirschpark hinab. Ludwig XV. hinterließ seiner Maitresse, die ihn herabgewürdigt hatte, das Schaffot, nachdem er Garat und Sanson an Ludwig XVI. geschickt hatte, den einen, um das Todesurtheil zu lesen, den anderen, um es zu vollstrecken.

Ludwig XVI. rief die von Ludwig XV. vertriebenen Parlamente wieder zurück, hob die Frohn und die Tortur vor ausgesprochenem Urtheil auf und gab den Protestanten bürgerliche Rechte, indem er ihre Ehen als gesetzlich anerkannte. Der Krieg in Amerika im Jahre 1779, unpolitisch für Frankreich, war dem menschlichen Geschlechte nützlich; er stellte in der ganzen Welt die Achtung vor unseren Waffen und die Ehre unserer Flagge wieder her.

Die Revolution erhob sich und ließ aus ihrem Schooße die kriegerische Generation hervorgehen, die acht Jahrhunderte des Heroismus darin niedergelegt hatten. Die Verdienste Ludwig XVI. konnten die Fehler nicht wieder gut machen, welche seine Vorfahren ihm abzubüßen hinterlassen hatten. Die Streiche der Vorsehung fallen aber nur auf das Böse, nie auf den Menschen; Gott verkürzt die Tage der Tugend auf Erden nur, um sie im Himmel zu verlängern. Unter dem Gestirn von 1793 brachen die Quellen des großen Abgrundes auf; all unser vormaliger Ruhm

vereinigte sich in der Folge in Bonaparte: er schickt ihn uns in seinem Sarge wieder.

Während der Vollendung dieser Thatsachen wurde ich geboren. Zwei neue Reiche, Preußen und Rußland sind kaum ein halbes Jahrhundert vor mir auf der Erde erschienen; Corsika wurde französisch in meiner Geburtsstunde; ich kam 20 Tage nach Bonaparte zur Welt. Ich wollte 1783 in die Marine treten, als die Flotte Ludwig XVI. in Brest landete. Sie brachte die Urkunde einer neuen Nation mit sich, die unter Frankreichs Schutze geboren worden war. Meine Geburt verknüpft sich mit der Geburt eines Mannes und eines Volkes; ich bin ein schwacher Reflex eines unendlichen Lichtes.

Wenn man die jetzige Welt betrachtet, so sieht man sie in Folge des von einer großen Revolution gegebenen Anstoßes, bis nach China hin erschüttert, das ewig fest zu stehen schien. Der Kaiser hat uns in einer prophetischen Aufregung verlassen. Wir, der reifste und vorgeschrittenste Staat, geben zahlreiche Symptome der Auflösung. Wie ein gefährlicher Kranker sich mit dem beschäftigt, was er im Grabe finden wird, beunruhigt sich eine hinsterbende Nation über ihr künftiges Schicksal. Daher diese fortdauernden politischen Ketzereien. Die alte europäische Ordnung stirbt; unsere gegenwärtigen Kämpfe werden in den Augen der Nachwelt wie kindische Spiele erscheinen. Nichts besteht mehr. Das Ansehen der Erfahrung und des Alters, Geburt oder Genie, Talent oder Tugend, Alles wird geläugnet. Einige Individuen klettern auf den Gipfel der Ruinen, rufen sich als Riesen aus und rollen als Pygmäen herab. Mit Ausnahme

von 20 Männern, die vielleicht den Verfall überleben werden, geht eine ganze Generation, die in sich eine Fülle von Geist, reiche Kenntnisse und die Keime zu Erfolgen aller Arten in sich trug, in einer eben so unproduktiven, als stolzen Unruhe unter. Eine Menge ohne Namen treibt sich herum, ohne zu wissen, weshalb, wie die Völkerbünde des Mittelalters: Verhungerte Heerden, die keinen Hirten mehr erkennen, die aus der Ebene auf das Gebirg und von dem Gebirg in die Ebene laufen, die Erfahrung der Hirten verschmähend. In dem Leben der Städte ist Alles vorübergehend; von Religion und Moral will Niemand etwas wissen oder Jeder legt sie auf seine Weise aus. Nichts bleibt; der Ruf des Mannes dauert kaum eine Stunde, ein Buch altert schon in einem Tage, Schriftsteller tödten sich, um Aufmerksamkeit zu erregen; man achtet nicht einmal auf ihren letzten Seufzer. Daher kommt es auch, daß man nur Hinrichtungsscenen und schmutzige Sittenschilderungen als Rührmittel anwendet. Man vergißt, daß nur das wahre Thränen sind, welche eine schöne Poesie fließen läßt, und in denen sich eben so viel Bewunderung als Schmerz mischt; aber jetzt nähren sich die Talente mit der Zeit der Regentschaft und des Schreckens, nicht mehr wird dem Genie des Menschen einer jener Gedanken entströmen, die das Eigenthum des Weltalls werden.

Das sagt sich Jedermann, jeder brklagt es und doch tauchen immer neue Illusionen auf. Je näher man seinem Ende ist, je mehr glaubt man zu leben. Man bemerkt Monarchen, die sich einbilden, Monarchen zu sein, Minister, die Minister zu sein glauben, Deputirte, welche ihre

Reden ernsthaft nehmen, Besitzende, die, weil sie diesen Morgen noch besitzen, überzeugt sind, daß sie auch diesen Abend besitzen werden. Die Sonderinteressen, der persönliche Ehrgeiz verbergen dem gemeinen Haufen den Ernst des Augenblicks.

Schluß.

(Fortsetzung.)

Ungleichheit des Vermögens. — Gefahr der Ausbreitung der intelligenten und der materielleu Natur.

Wann wird die jetzige Gesellschaftsform verschwinden, und welche Zufälle können die Bewegung vielleicht noch aufhalten? Wird das Eigenthum so vertheilt bleiben, wie es jetzt ist? Kann ein politischer Zustand, wo einzelne Personen Millionen haben, während Andere vor Hunger sterben, dauern, wenn die Religion nicht mehr da ist, mit ihren Hoffnungen auf eine zukünftige Welt, um das Opfer zu erklären?

Je mehr der Unterricht in die unteren Klassen der Gesellschaft dringt, entdecken diese die geheime Wunde, welche an der irreligiösen socialen Ordnung nagt. Das zu große Mißverhältniß des Glücks konnte nur so lange ertragen werden, als es verborgen war; sobald es allgemein bekannt ist, ist auch die Axt an ihm gelegt. Wenn der Dampf vervollkommnet und verbunden mit den Tele-

graphen und den Eisenbahnen die Entfernungen aufheben wird, so werden nicht blos die Waaren reisen, auch die Ideen werden Flügel erhalten. Wenn die Handels- und Zollschranken zwischen den verschiedenen Staaten gefallen sind, wie sie es schon zwischen den Provinzen desselben Staats sind; wenn die verschiedenen Länder in täglichen Verkehr mit einander treten und eine Völkereinheit anstreben, wie will man die alte Mode der Trennung wieder aufleben lassen?

Schluß.

(Fortsetzung.)

Fall der Monarchien. — Ersterben der Gesellschaft und Fortschritte des Individuums.

Europa hatte in Frankreich zur Zeit unserer achthundertjährigen Monarchie den Mittelpunkt seiner Intelligenz, seiner Fortdauer und seiner Ruhe, beraubt dieser Monarchie hat Europa sich sofort der Demokratie hingeneigt. Das menschliche Geschlecht ist ihm zum Wohl oder zum Wehe den Kinderschuhen entwachsen; die Nationen glauben keinen Vormund mehr nöthig zu haben. Seit David bis in unsere Zeit sind die Könige berufen worden: der Ruf der Völker beginnt. Die kurzen und kleinen Ausnahmen der griechischen, karthaginensischen und römischen Republiken mit Sklaven hinderten im Alterthume nicht, daß der

monarchische Staat als Normalstaat angesehen wurde. Die neuere Gesellschaft verläßt jetzt die Monarchie, und Gott hat, um den Verfall der königlichen Macht zu beeilen, den Scepter in verschiedenen Ländern entweder an altersschwache Könige oder an Kinder in der Wiege oder mannbar werdende Mädchen übergeben und solchen zahnlosen Löwen, solchen Löwinnen ohne Klauen, sollen Männer folgen in dieser Zeit des Unglaubens.

Die keckſten Grundsätze werden in Gegenwart der Monarchen proklamirt, die sich hinter der dreifachen Hecke einer verdächtigen Garde sicher glauben. Die Demokratie drängt sie; sie steigen von Stockwerk zu Stockwerk, bis sie sich aus den Dachfenstern ihrer Palläste werden retten müssen.

Dabei bemerke man eine eigenthümliche Erscheinung. Der materielle Zustand verbessert sich, der geistige Fortschritt wächst, und doch vermindern sich die Nationen. Woher dieser Widerspruch? Weil wir in moralischer Hinsicht verloren haben. Zu jeder Zeit gab es Verbrechen, sie wurden aber nicht kaltblütig begangen, wie in unseren Tagen, in denen das religiöse Gefühl untergegangen ist. Die Verbrechen empören nicht mehr, sie erscheinen als eine Folge des Fortschritts der Zeit; man analysirt sie jetzt, um zu sehen, welchen Nutzen man aus ihnen ziehen kann. Die Verderbniß des Geistes, in ihrer Wirkung weit zerstörender als die der Sinne, gilt jetzt als ein nothwendiges Resultat; sie gehört nicht mehr einzelnen verderbten Personen, sie ist Allgemeingut geworden.

Mancher würde sich gedemüthigt fühlen, wenn man ihm beweisen wollte, daß er eine Seele hat, und daß es

ein künftiges Leben giebt, er würde glauben, Mangel an Festigkeit, Kraft und Genie zu beweisen, wenn er sich nicht über den Kleinmuth unserer Väter erhöbe. Man nimmt das Nichts, oder wenn man lieber will, den Zweifel an, vielleicht als eine unangenehme Thatsache, aber als eine nicht zu läugnende Wahrheit. Man bewundere hier den Stumpfsinn unseres Stolzes!

So erklärt sich das Hinsterben der Gesellschaft bei dem Anwachsen des Individuums. Wenn der moralische Sinn sich gleichmäßig mit dem Geiste entwickelte, so wäre ein Gegenwicht gegeben und die Menschheit würde ohne Gefahr heranwachsen, aber es tritt gerade das Gegentheil ein. Der Begriff des Guten und Bösen verschleiert sich, je heller der Geist wird; das Gewissen schweigt, je umfassender die Ideen werden. Ja, die Gesellschaft wird untergehen; die Freiheit, welche die Welt retten könnte, wird nicht zunehmen, weil ihr die Stütze der Religion fehlt; die Ordnung, welche die Regelmäßigkeit aufrecht erhalten könnte, findet keinen sicheren Grund, weil die Zuchtlosigkeit der Ideen sie bekämpft.

Schluß.

(Fortsetzung.)

Die Zukunft. — Schwierigkeit, sie zu begreifen.

Dies sind die Gründe, weshalb das alte Europa kein neues Leben erhalten wird. Wird das junge Europa glücklicher sein? Die jetzige Welt, die Welt ohne geheiligte Autorität, scheint zwischen zwei Unmöglichkeiten gestellt: die Unmöglichkeit der Vergangenheit und die Unmöglichkeit der Zukunft. Man glaube doch ja nicht, daß, wenn wir jetzt übel daran sind, das Gute aus dem Bösen werde erzeugt werden; die in ihrer Quelle gestörte menschliche Natur hat keinen solchen Verlauf. Die Uebergriffe der Freiheit führen zum Despotismus; aber die Uebergriffe der Tyrannei führen nur zur Tyrannei, und diese macht uns durch Entwürdigung der Unabhängigkeit unfähig: Tiberius ließ Rom nicht wieder zur Republik zurückkehren, nach ihm kam Caligula.

Um eine Erklärung zu vermeiden, begnügt man sich mit der Behauptung, die Zeiten könnten in ihrem Schooße eine politische Gestaltung verbergen, die wir noch nicht bemerken. Begriff denn das ganze Alterthum, begriffen die herrlichsten Geister dieses Alterthums den Staat ohne Sklaven? Und wir sehen ihn doch bestehen. Man behauptet, daß die kommende Civilisation die Species höher stellen wird; ich habe es selbst behauptet: aber ist nicht zu fürchten, daß das Individuum sich vermindert? Wir können arbeitsame Bienen sein, gemeinsam mit unserem Honig beschäftigt In der materiellen Welt verbinden

sich die Menschen zur Arbeit, eine Menge erreicht schneller und auf verschiedenen Wegen das Gesuchte; Massen von Individuen werden die Pyramiden errichten, indem jeder von seiner Seite studirt, werden die Individuen Entdeckungen in den Wissenschaften machen, und alle Winkel der physischen Schöpfung durchforschen. Ist es aber in der moralischen Welt ebenso? Es mögen sich immer tausend Köpfe verbinden, sie werden nie das Meisterwerk hervorbringen, welches dem Haupte eines einzigen Homer entsprang.

Man hat gesagt, eine Stadt, deren Bewohner eine gleiche Vertheilung der Güter und dieselbe Erziehung besitzen, sei in den Augen der Gottheit ein schöneres Bild als eine Stadt unserer Väter darbietet. Die Thorheit des Augenblicks besteht darin, zur Völkereinheit zu gelangen und aus der ganzen Gattung nur einen einzigen Menschen zu machen, aber indem man allgemeine Eigenschaften erwirbt, wird nicht eine ganze Welt von besonderen Empfindungen untergehen? Die Freuden des häuslichen Heerdes und der Familie sind für immer verloren; unter allen den weißen, gelben, schwarzen Wesen, die unsere Landsleute werden, findet man kein einziges Bruderherz. War in dem früheren Leben, in dem beschränkten Raume, den du aus deinem mit Epheu umsponnenen Fenster erblicktest, nichts? Jenseit deines Horizonts ahntest du unbekannte Länder, von denen kaum der Zugvogel sprach, der einzige Reisende, den du im Herbste sahst. Glück lag in dem Gedanken, daß die Hügel, die dich umgaben, deinen Augen nicht verschwinden würden, daß sie deine Freundschaften und deine Liebe umschlossen; daß das Seufzen der Nacht

um deine stille Wohnung das einzige Geräusch sei, das dich einschläferte; daß die Einsamkeit deiner Seele nie gestört werden würde, daß du stets die Gedanken dort finden würdest, die dich zur gemeinsamen Unterhaltung daselbst erwarteten. Du wußtest, wo du geboren warst, du wußtest, wo dein Grab stand.

Der Mensch braucht nicht zu reisen, um seinen Gesichtskreis zu erweitern; er trägt die Unendlichkeit in sich. So mancher Ton, der deinem Busen entströmt, findet ein Echo in tausend Herzen, und wer diese Melodien nicht in sich trägt, verlangt sie vergeblich von der Welt. Setz' dich auf den Stamm des abgeschlagenen Baumes im tiefen Walde; findest du in dem tiefen Vergessen deiner selbst, in deiner Unbeweglichkeit, in deinem Schweigen nicht die Unendlichkeit, so reisest du vergeblich zu den Ufern des Ganges.

Was wäre ein Universalstaat, der kein besonderes Vaterland hätte, der weder französisch, noch englisch, noch deutsch, noch spanisch, noch portugiesisch, weder italienisch, noch russisch, noch tartarisch, noch türkisch, weder persisch, noch indisch, noch chinesisch, noch amerikanisch, oder vielmehr alle diese Staaten zugleich wäre? Welche Folgen würden für die Sitten, für die Wissenschaften, Künste und Poesie entstehen? Welchen Ausdruck würden die Leidenschaften finden, die zugleich nach der Weise der verschiedenen Völker in den verschiedenen Klimaten empfunden würden? Wie würde diese Verwirrung von Bedürfnissen und Bildern in der Sprache Eingang finden, die von den verschiedenen Klimaten hervorgerufen, eine gemeinsame Jugend, ein gemeinsames männliches und Greisenalter

erhält? Und was müßte das für eine Sprache sein? Soll aus der Mischung der Völker ein allgemeines Idiom entstehen, oder soll ein besonderer Dialekt zum täglichen Gebrauche dienen, während jede Nation ihre eigene Sprache spricht, oder würden die verschiedenen Sprachen von allen verstanden werden? Unter welcher gleichartigen Ordnung, unter welchem gemeinsamen Gesetz sollte ein solcher Staat bestehen? Man müßte den ganzen Planeten umändern.

Schluß.

(Fortsetzung.)

Saint-Simonisten. — Phalansterier. — Fourieristen. — Owenisten. — Socialisten. — Communisten. — Unionisten. — Egalitaires.

Will man, des Privatvermögens müde, die Regierung zum alleinigen Eigenthümer machen, und der zum Bettler gewordenen Gemeinheit nach dem Verdienst jedes Individuums einen abgemessenen Theil zutheilen? Wer soll über das Verdienst richten? Wer soll die Kraft und das Ansehen haben, die Beschlüsse zur Ausführung zu bringen?

Sucht ihr in der Association der Arbeit das Heil? Was wird der Schwache, der Kranke, der Unverständige zur Gemeinheit bringen, die die Last ihrer Unfähigkeit tragen muß?

Eine andere Combination. Man könnte verschiedene Arten von anonymen Gesellschaften bilden, oder eine Commandite zwischen Fabrikanten und Arbeiter, zwischen Geist und Materie, wo die einen ihr Kapital und ihren Geist, die anderen ihre Industrie und ihre Arbeit hinzubrächten; man theilte dann den erlangten Gewinn gemeinschaftlich. Das ist recht gut, sobald man eine absolute Vollkommenheit bei allen Menschen voraussetzen kann, so lange Neid, Habsucht und Streitsucht nicht auftreten; aber sobald ein einziger Genosse dagegen auftritt, so stürzt Alles zusammen, und Trennungen und Prozesse entstehen. Dieses Mittel kann in der Theorie möglich sein, in der Praxis ist es ganz unmöglich.

Will man einen milderen Zwischenweg einschlagen und eine Stadt errichten, wo Jeder ein Haus und die nöthige Kleidung und Nahrung besitzt, so wird, sobald die erste Dotirung vorüber ist, durch die besonderen Eigenschaften und Fehler der einzelnen, die Theilung ungleich, ungerecht werden. Dieser braucht mehr Nahrung als Jener; der Eine kann nicht so viel arbeiten wie der Andere; die sparsamen und arbeitsamen Menschen werden reich, die Verschwender, Trägen und Kranken fallen in das Elend zurück, denn du kannst nicht Allen dasselbe Temperament geben; die natürliche Ungleichheit wird deinen Anstrengungen zum Trotz erscheinen.

Und glaube nicht, daß wir uns durch die gesetzlichen und verwickelten Vorsichtsmaßregeln die Hände binden lassen, welche die Organisation der Familie erforderten, wie Eherechte, Vormundschaften u. s, w. Die Ehe ist notorisch ein abgeschmackter Zwang; wir schaffen sie ab. Wenn

der Sohn den Vater todtschlägt, so begeht der Sohn keinen Vatermord, wie man es sehr gut bewiesen hat, sondern der Vater opfert durch sein längeres Leben den Sohn. Bei allen diesen abgedroschenen Einrichtungen unserer Väter halten wir uns nicht auf.

Demungeachtet haben unter den neuen Sektionen einige, welche die Unmöglichkeit ihrer Lehrsätze einsehen, die Moral und Religion mit herbeigezogen, um sie erträglich zu machen. Sie glauben in Erwartung besserer Zeiten könnte man uns zunächst mit der idealen Mittelmäßigkeit der Amerikaner beglücken; sie bedenken nicht, oder wollen es nicht bedenken, daß die Amerikaner Eigenthümer sind und zwar sehr eifrige Eigenthümer, was der Sache einen ganz anderen Anstrich giebt.

Andere, noch gefälligere, möchten uns in constitutionelle Chinesen verwandeln, aufgeklärte und freie Greise, die in gelben Kleidern Jahrhunderte lang unter ihren Blumen sitzen und ihre Tage in einem bequemen Nichtsthun zubringen, da Alles schon erfunden und entdeckt ist. In beiden Fällen, als Amerikaner oder Chinese würde ich doch einer solchen Glückseligkeit den Tod vorziehen.

Noch bleibt eine andere Lösung übrig. Es könnte auch eine völlige Verflachung des menschlichen Charakters eintreten, wenn die Völker die Liebe zur Unabhängigkeit für die Liebe des Geldes hingäben und die Könige die Liebe zur Macht gegen die Liebe zur Civilliste umtauschten. Daraus entstände ein Vertrag zwischen den Fürsten und den Unterthanen, die mit Behagen ihre gegenseitigen Schwächen zur Schau trügen, wie in den ehemaligen Pest-

häusern, oder in dem Schlamme, in dem die Kranken herumwaten, um sich zu stärken.

Demungeachtet ist die Zeit schlecht gewählt, bei dem jetzigen Zustande unserer gesellschaftlichen Verhältnisse, die Freuden der geistigen Natur durch die Genüsse der physischen Natur ersetzen zu wollen. Diese konnten, wie man es gern begreift, das Leben der alten aristokratischen Völker ausfüllen. Als Herren der Welt besaßen sie Palläste, Heerden von Sclaven und ganze Striche Afrikas gehörten ihnen als Privatbesitz. Aber wie wollt ihr eure armseligen Mußestunden hinbringen? Es ist nicht jeder ein Heliogabal, wer es will. Wo wollt ihr die zu diesen materiellen Genüssen nothwendigen Reichthümer hernehmen? Der Geist ist mit wenigem zufrieden, aber der Körper ein Verschwender.

Jetzt ein ernsteres Wort über die absolute Gleichheit. Diese Gleichheit würde nicht allein eine leibliche, sondern auch eine geistige Sclaverei herbeiführen. Es handelt sich hier um nichts Geringeres, als um die Vernichtung der moralischen und physischen Ungleichheit des Individuums. Die Unendlichkeit z. B. gehört unserer Natur. Willst du dem Geiste oder auch nur den Leidenschaften das Denken an endlose Güter verbieten, so reducirst du den Menschen zum Leben einer Schnecke und machst ihn zur bloßen Maschine. Man täusche sich doch nicht! Ohne die Möglichkeit, Alles zu erreichen, ohne die Idee eines ewigen Lebens herrscht überall das Nichts: ohne den Privatbesitz ist Niemand frei, wer kein Eigenthum besitzt, kann nicht unabhängig sein; er wird Proletarier oder Lohndiener, mag er nun in der jetzigen Lage oder in der Mitte des ge mein

samen Eigenthums leben. Das gemeinsame Eigenthum würde die Gesellschaft einem jener Klöster ähnlich machen, an deren Pforte Brod ausgetheilt wurde. Das erbliche und unverletzliche Eigenthum ist unser persönlicher Schutz; das Eigenthum ist nichts Anderes als die Freiheit. Die absolute Gleichheit würde nur die härteste Sclaverei hervorbringen; sie würde das menschliche Individuum zu einem Lastthiere machen, dem Zwange unterwerfen.

Schluß.

(Fortsetzung.)

Die christliche Idee ist die Zukunft der Welt.

Meine Forschungen führen mich zu dem Schluß, daß der alte gesellschaftliche Staat zusammenbricht und daß Niemand, der nicht selbst Christ ist, den Lauf der künftigen Gesellschaft ermessen kann. Alle Hypothesen, alle Verbesserungen, die man nur wünschen kann, sind im Evangelium begründet.

Den Combinationen der gegenwärtigen Sektirer liegt auch wirklich das Evangelium zum Grunde, dieses Prinzip ist so in uns eingedrungen, daß wir es, wie uns gehörig, benutzen; wir nehmen es als natürlich an, obgleich es dies nicht ist. Sa mancher unabhängige Geist, der sich mit der Vervollkommnung seiner Mitmenschen beschäftigt, hätte nie daran gedacht, wenn der Menschensohn nicht das Recht der

Völker aufgestellt hätte. Jeder Akt der Philanthropie, dem wir uns hingeben, jedes System, das wir im Interesse der Menschheit erdenken, ist nur die wiedergekehrte christliche Idee unter anderen Namen und nur zu häufig entstellt: es ist immer das Wort, welches Fleisch wird!

Willst du, daß die christliche Idee nur die menschliche Idee in ihrem Fortschritt sei? Ich stimme bei; aber öffne die verschiedenen Cosmogonien und du wirst sehen, daß ein traditioneller Christianismus dem offenbarten Christianismus auf Erden vorangegangen ist. Wäre der Messias nicht gekommen und hätte er nicht gesprochen, wie er es von sich selbst sagt, so wäre der Gedanke nicht wieder geboren worden, die Wahrheiten wären dunkel geblieben, wie man es in den Schriften der Alten sehen kann. Wir mögen es also auslegen, wie wir wollen, von Christus haben wir Alles, von dem Erlöser müssen wir stets ausgehen, von ihm haben wir die Keime der Civilisation und der Philosophie erhalten.

Man sieht also, daß ich die Lösung der Zukunft nur im Christenthume und zwar im katholischen Christenthum finde; die Religion des Wortes ist die Manifestation der Wahrheit, wie die Schöpfung das Sichtbarwerden Gottes ist. Ich behaupte nicht, daß eine allgemeine Erneuerung stattfinden werde, denn ich gebe zu, daß ganze Völker der Vernichtung gewidmet sind; ich gebe auch zu, daß der Glaube in gewissen Landen vertrocknet; aber wenn auch nur ein einziges Korn bleibt und auf ein wenig Land fällt, so wird es wachsen und eine zweite Incarnation des katholischen Glaubens wird die Gesellschaft wieder beleben.

Der Christianismus ist die philosophischste und ratio-

nellste Schätzung Gottes und der Schöpfung; er schließt die drei großen Gesetze des Universums in sich, das göttliche Gesetz ist die Einheit Gottes in drei Personen, das moralische Gesetz, die christliche Liebe, das politische Gesetz Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit.

Die beiden ersten Prinzipien sind entwickelt; das dritte, das politische Gesetz hat seine Erfüllung noch nicht gefunden, weil es sich nicht entwickeln konnte, so lange der verständige Glaube an das unendliche Wesen und die universelle Moral nicht fest begründet war. Das Christenthum hatte zunächst die Aufgabe, die Thorheiten und Abscheulichkeiten zu beseitigen, mit denen Götzendienst und Sclaverei das menschliche Geschlecht umgeben hat.

Aufgeklärte Personen begreifen nicht, daß ein Katholik wie ich, nur in dem Schatten dessen, was sie Ruinen nennen, ruhen könne; sie glauben, es sei eine fixe Idee. Aber sagt mir doch, wo finde ich eine Familie und einen Gott, in der individuellen und philosophischen Gesellschaft, die ihr mir vorschlagt? Sagt es mir und ich folge euch; wo nicht, so zürnt mir nicht, daß ich mich in das Grab Christi lege, den einzigen Schutz, der mir geblieben ist, nachdem ihr mich verlassen habt.

Nein, es ist keine fixe Idee, ich bin ganz aufrichtig. Von meinen Projekten, meinen Studien, meinen Erfahrungen ist mir nichts geblieben, als das Gefühl der Nichtigkeit alles dessen, was die Welt erstrebt. Meine religiöse Ueberzeugung hat im Heranwachsen meine andern Ueberzeugungen verzehrt; es giebt hienieden keinen gläubigeren Christen und zugleich keinen ungläubigeren Menschen als mich. Die Religion des Befreiers ist noch weit von ihrem

Ziele entfernt, sie ist kaum in ihre dritte Periode getreten, die Periode der Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit. Das Evangelium, die Emancipation der Menschen ist noch nicht allen gelesen worden; wir stehen noch bei den von Christo ausgesprochenen Meinungen: „Wehe Euch, die ihr di Menschen mit Lasten beladet, die sie nicht tragen können, und die ihr nicht mit dem Finger berühren möchtet!"

Das Christenthum ist zwar in seinen Lehrsätzen unveränderlich, der Veränderung fähig aber in seiner Aufklärung; seine Umgestaltung enthält auch die allgemeine Umgestaltung. Wenn es seinen höchsten Punkt erreicht haben wird, ist die Finsterniß dem Lichte gewichen; die mit dem Messias auf Golgatha gekreuzigte Freiheit wird mit ihm wiederkommen und den Nationen das neue Testament bringen, das zu ihren Gunsten geschrieben, bis jetzt nur theilweise in Wirksamkeit getreten ist. Die Regierungen werden vorübergehen, das moralische Uebel wird verschwinden und die Wiedereinsetzung (Rehabilitation) wird die Vollendung der Jahrhunderte des Todes und der Unterdrückung, Folgen des Falles, verkündigen.

Wann wird dieser ersehnte Tag kommen? Wann wird die Gesellschaft sich neu gestalten nach den geheimen Mitteln des schaffenden Prinzips? Niemand kann es sagen, der Widerstand der Leidenschaften ist nicht zu berechnen.

Mehr als einmal wird der Tod ganze Geschlechter erstarren und das Schweigen sich auf die Ereignisse legen wie der während der Nacht gefallene Schnee das Geräusch der Wagen verstummen macht. Die Nationen wachsen nicht so schnell wie die Individuen, aus denen sie zusam-

mengesetzt sind und verschwinden auch nicht so schnell. Wie lange braucht es, um einer einzigen gesuchten Sache habhaft zu werden. Die Agonie des weströmischen Reiches schien nicht enden zu wollen. Die christliche Aera, obgleich so umfangreich, hat zur Abschaffung der Sclaverei nicht hingereicht. Ich weiß es wohl, diese Berechnungen stimmen nicht mit dem französischen Temparament; in unseren Revolutionen haben wir nie dem Elemente der Zeit Raum gegeben und deshalb sind wir auch stets über die Resultate erschrocken, die unserer Ungeduld Hohn sprachen. Voll von edlem Muthe stürzen die jungen Leute mit gesenktem Haupte vorwärts, einem hohen Ziele zu, das sie vor Augen sehen und zu erreichen streben. Nichts ist der Bewunderung würdiger, aber sie werden ihr Leben in diesen Anstrengungen verbrauchen und am Ziele angekommen, durch die verschiedenen Fehlgriffe die Last der verlorenen Jahre anderen betrogenen Generationen bezeichnen, die sie bis zum nahen Grabe tragen müssen. Die Zeit der Wüste ist wiedergekommen; das Christenthum beginnt von Neuem in der Oede der Thebais, inmitten einer furchtbaren Abgötterei des Menschen gegen sich.

Die Geschichte zeigt zweierlei Folgen, eine unmittelbare, die sogleich erkannt wird, und eine entfernte, die man zunächst nicht erkennt. Diese Folgen widersprechen sich häufig, die einen entstehen aus unserer kurzsichtigen Weisheit, die andern aus der ewigen Weisheit. Die Wirkung der Vorsehung erscheint nach der menschlichen Wirkung. Gott erhebt sich hinter den Menschen. Läugnet so viel ihr wollt den ewigen Rathschluß, willigt nicht in seine Wirkung, streitet über die Worte, ruft mit einer Masse

von Dingen oder mit Vernunft, was die Masse Vorsehung nennt und überblickt am Ende das Geschehene und ihr werdet sehen, daß stets das Gegentheil von dem eintrat, was man erwartete, wenn es nicht sofort auf Moral und Gerechtigkeit gegründet war.

Wenn der Himmel seinen letzten Beschluß noch nicht gesprochen hat; wenn eine Zukunft sein soll, eine mächtige und freie Zukunft, so ist sie noch weit entfernt, weit über dem sichtbaren Horizonte, man wird zu ihr nur mit Hülfe jener christlichen Hoffnung gelangen können, deren Flügel in dem Maße wachsen, als Alles zu wanken scheint, eine Hoffnung, welche länger als die Zeit und stärker als das Unglück ist.

Recapitulation meines Lebens.

Wird das Werk, das ich für meinen Tod bestimmt habe, nach mir bestehen? Vielleicht ist meine Arbeit schlecht; vielleicht verschwinden diese Denkwürdigkeiten, sobald sie an's Licht treten; dann haben wenigstens die Sachen, die ich mir erzählt habe, dazu gedient, die lange Weile der letzten Stunden zu täuschen, die Niemand mag und die man nicht zu brauchen weiß. Der Schluß des Lebens ist eine bittere Zeit; nichts gefällt, weil man nichts würdig ist; eine Last für Alle, für Niemand gut, seinem letzten Lager nahen, hat man nur einen Schritt, um es zu erreichen. Wozu sollte es nützen, auf einer öden Küste zu

träumen? Welche liebenswürdigen Schatten würde man in der Zukunft erblicken? Pfui der Wolken, die jetzt über meinem Haupte schweben!

Ein Gedanke kommt mir wieder und beunruhigt mich: mein Gewissen ist über die Unschuld meiner Nachtwachen beunruhigt; ich fürchte meine Verblendung und die Nachsicht des Menschen für seine Fehler. Ist, was ich schreibe, der Gerechtigkeit angemessen? Sind Moral und christliche Liebe streng beobachtet? Habe ich ein Recht über Andere zu sprechen? Was würde mir die Reue nützen, wenn diese Denkwürdigkeiten Unglück stifteten? Ihr Unbekannten und von der Erde Verborgenen, ihr, deren angenehmes Leben an den Altären Wunder wirkt, Heil euren geheimen Tugenden!

Jener Arme, Ungelehrte, mit dem man sich niemals beschäftigen wird, hat durch das bloße Beispiel seiner Sitten auf seine Leidensgenossen den göttlichen Einfluß geübt, der aus den Tugenden Christi hervorgeht. Das schönste Buch der Erde hat nicht gleichen Werth mit einer unbekannten Handlung jener namenlosen Märtyrer, deren Blut Herodes ihren Opfern beimischte.

Ihr habt mich geboren werden sehen; ihr habt meine Kindheit und mein männliches Alter kennen gelernt. In der neuen Welt begegne ich Washington, ich vertiefe mich in die Wälder, der Schiffbruch führt mich an die Küsten meiner Bretagne. Darauf folgen meine Leiden als Soldat, mein Elend als Emigrant. Nach Frankreich zurückgekehrt, werde ich Verfasser des „Génie du Christianisme.“ In einer veränderten Gesellschaft zähle ich und verliere ich Freunde. Bonaparte hemmt meinen Lauf mit dem blu=

tigen Leichnam des Herzogs von Enghien; ich geleite den großen Mann von seiner Wiege in Corsika an sein Grab in St. Helena. Ich nehme an der Restauration Theil und sehe sie endigen.

So ist mir das öffentliche und Privatleben bekannt. Arm und reich, mächtig und schwach, glücklich und unglücklich, ein Mann der That und ein Mann des Gedankens, habe ich meine Hand an das Jahrhundert, und meinen Geist in die Wüste gelegt; das wirkliche Dasein hat sich mir mitten unter Täuschungen gezeigt, wie das Land den Matrosen unter Wolken erscheint. Wenn diese über meine Träume verbreiteten Thatsachen gleich dem Firniß, der vergängliche Gemälde bewahrt, nicht verschwinden, so werden sie den Ort anzeigen, wo mein Leben wirksam gewesen ist.

In jeder Epoche meiner dreifachen Laufbahn habe ich mir ein wichtiges Ziel vorgesetzt: als Reisender strebte ich nach der Entdeckung der Polarwelt, als Schriftsteller suchte ich den Cultus auf seinen Ruinen wieder herzustellen, als Staatsmann bemühte ich mich, den Völkern das System der gemessenen Monarchie zu geben, Frankreich in seinen Rang in Europa wiedereinzusetzen und ihr die Kraft wiederzugeben, welche die Verträge von Wien ihm entrissen hatten, ich habe wenigstens mitgeholfen, diejenige unserer Freiheiten, die alle anderen aufwiegt, die Freiheit der Presse wieder zu erringen. In der göttlichen Ordnung, Religion und Freiheit, in der menschlichen, Ehre und Ruhm, das habe ich für mein Vaterland erstrebt.

Unter den französischen Schriftstellern meiner Zeit bin ich fast der einzige, der seinen Werken gleicht. In den

amerikanischen Urwäldern besang ich die Waldeinsamkeit, auf den Schiffen den Ocean, in den Feldlagern sprach ich von den Waffen, im Exil lernte ich die Verbannung, an den Höfen, in den Geschäften, in den Versammlungen studirte ich die Fürsten, die Politik und die Gesetze.

Die Redner Griechenlands und Roms waren mit dem Staate innig verwachsen und theilten sein Loos; in Italien und Spanien, während des Mittelalters nahmen die vorzüglichsten Geister der Künste und Wissenschaften Theil an der socialen Bewegung. Welch ein sturmvolles und schönes Leben führten Dante, Tasso, Camoens, Ercilla, Cervantes! Ich, sei es Glück oder Zufall, habe in der Hütte des Irokesen und unter dem Zelte des Arabers, das Gewand des Wilden und des Mameluken getragen; ich habe an dem Sitze der Könige gesessen und bin in Dürftigkeit versunken. Ich habe über Frieden und Krieg verhandelt, Verträge und Protokolle unterzeichnet, Belagerungen, Congressen und Conclaven beigewohnt, ich habe Geschichte gemacht und konnte sie schreiben und mein einsames schweigendes Leben schritt mit den Gebilden meiner Phantasie durch den Lärm und das Geräusch der Welt. Ich fürchte, ich habe einige derjenigen Seelen gehabt, die ein alter Philosoph eine heilige Krankheit nannte.

Ich habe zwischen zwei Jahrhunderten gestanden, wie am Zusammenfluß zweier Flüsse; ich habe mich in ihre trüben Gewässer gestürzt und mich mit Widerstreben von dem alten Ufer entfernt, an dem ich geboren war und bin hoffend einem unbekannten Ufer entgegengeschwommen.

Uebersicht der während meines Lebens auf der Erde geschehenen Veränderungen.

Die ganze Geographie ist verändert, seitdem ich das Licht erblickt habe. Wenn ich zwei Erdkugeln vergleiche, die eine aus dem Anfange, die andere aus dem Ende meines Lebens, so erkenne ich sie nicht mehr. Ein fünfter Erdtheil, Australien, ist entdeckt und bevölkert worden; ein sechster Continent wurde von französischen Fahrzeugen in dem Eismeere des antarktischen Pols bemerkt und Parry, Roß, Franklin haben die Küsten unseres Pols umschifft, welche die nördlichen Grenzen Amerikas bezeichnen; Afrika hat seine geheimnißvollen Einöden geöffnet und es giebt jetzt keinen Winkel unserer Erde, der gänzlich unbekannt wäre. Man greift alle Landengen an, welche die Welt trennen, und wahrscheinlich wird man bald Schiffe durch den Isthmus von Panama und von Suez gehen sehen.

Auch die Geschichte ist mit ihren Entdeckungen nicht zurückgeblieben, die heiligen Sprachen haben ihr verloren gegangenes Vocabulaire lösen lassen; Champollion hat die Hieroglyphen entziffert, welche die Lippen der Wüste wie mit einem Siegel zu verschließen schienen. Wenn die neueren Revolutionen Polen, Holland, Genua und Venedig aus den Karten gestrichen haben, so sind andere Republiken an den Küsten des atlantischen und des Weltmeeres an ihre Stelle getreten. In jenen Gegenden könnte die vervollkommnete Civilisation einer energischen Natur zu Hülfe kommen, die Dampfboote würden jene Ströme hinauffahren, welche bestimmt sind nach Ueberwindung großer Schwierigkeiten die Communication zu erleichtern

und die Ufer jener Flüsse würden sich mit Städten und Dörfern bedecken, wie wir es in den amerikanischen Staaten gesehen haben.

Die Marine, welche vom Feuer ihre Bewegung entlehnt, beschränkt sich nicht auf die Beschiffung der Flüsse, sie durchzieht das Weltmeer, die Entfernungen kürzen sich ab, und bald werden weder Strömungen noch feindliche Winde, weder Blockaden noch geschlossene Häfen den Verkehr hemmen. Von diesen industriellen Romanen bis zum Dörfchen Plancouët ist es weit. In jener Zeit spielten die Damen am Kamine längst vergessene Spiele; die Bäuerinnen spannen den Hanf für ihre Kleider; der dürftige Kienspan erhellte die Nachtwachen des Dorfes, die Chemie hatte noch nicht ihre Wunder erzeugt, noch waren die Maschinen nicht in Bewegung, um Wolle zu weben und Seidenzeuge zu sticken, das Gas war noch Eigenthum der Meteoren und lieferte noch nicht die Erleuchtung unserer Theater und Straßen. Diese Fortschritte der Erkenntniß haben sich nicht auf die Erde beschränkt; im Instinkt seiner Unsterblichkeit hat der Mensch seinen Geist hinaufgesandt in das Firmament und Wunder entdeckt, der unnennbaren Macht. Der Stern, der unseren Vätern einfach erschien, ist doppelt und dreifach in unseren Augen. Sonnen folgen sich auf Sonnen in dem ungeheuern Raum des Weltalls, und in dem Mittelpunkt des Unendlichen sieht Gott um sich her jene glänzenden Theorien ihren Kreislauf halten, als neue Beweise des höchsten Wesens.

Stellen wir uns nach der erweiterten Wissenschaft, unseren kleinen Planeten vor, wie er in einem Ocean un-

endlicher Sonnen, wie er in jener Milchstraße einherschwimmt, deren Sterne so unendlich weit von uns entfernt sind, daß ihr Glanz nicht eher zu dem betrachteten Auge kommt, als wenn sie erloschen sind. Wie klein ist der Mensch, auf dem Atom, auf dem er sich bewegt! Aber wie groß ist er als Geist! Er weiß, wann das Antlitz der Gestirne sich mit Schatten bedecken soll, zu welcher Stunde die Kometen wiederkehren nach Tausenden von Jahren. Er, der nur einen Augenblick lebt, ein kleines, unbemerktes Insekt in den Falten des Gewandes des Himmels, er erkennt alle Lichtkörper in dem unendlichen Raume. Welche Bestimmung werden diese Gestirne haben? Ist sie mit irgend einer neuen Epoche für die Menschheit verknüpft? Ihr werdet es erfahren, künftige Geschlechter, ich weiß es nicht, ich ziehe mich zurück.

Dank der großen Ausdehnung meiner Jahre, ist mein Monument beendigt. Es ist mir eine große Erleichterung; ich fühlte, wie mich Jemand antrieb; der Patron der Barke, auf der mir ein Platz bestimmt ist, benachrichtigte mich, daß mir nur ein Augenblick noch bliebe, um an Bord zu steigen.

Neue Stürme werden sich bilden; man glaubt ein Unglück vorauszuahnen, das die Leiden übertreffen wird, die wir erfahren haben; doch ich denke nicht, daß das Unglück so nahe ist. Völker und Könige sind nur noch Rekruten; unvorhergesehene Katastrophen werden nicht über Frankreich hereinbrechen. Wohl wird man Peinliches erfahren, die Welt kann ohne Schmerz ihr Angesicht nicht ändern; aber besondere Revolutionen werden nicht geschehen; die große Revolution geht ihrem Ende entgegen. Was mor-

gen geschieht, geht mich nichts mehr an; es erfordert andere Darsteller.

Indem ich diese letzten Worte niederschreibe, am 16. Oktober 1841 ist mein Fenster offen. Es ist 6 Uhr des Morgens; ich erblicke den bleichen und vergrößerten Mond, der sich hinter dem Thurm der Invaliden hinabsenkt, während im Osten das erste bleiche Licht des Morgens auftaucht. Man könnte sagen, die alte Welt endigt und die neue beginnt. Ich sehe die Strahlen einer Morgenröthe, deren Sonne ich nicht aufgehen sehen werde. Mir bleibt nur noch, mich am Rande meines Grabes niederzusetzen, dann steige ich kühn hinab in die Ewigkeit, das Crucifix in der Hand.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.